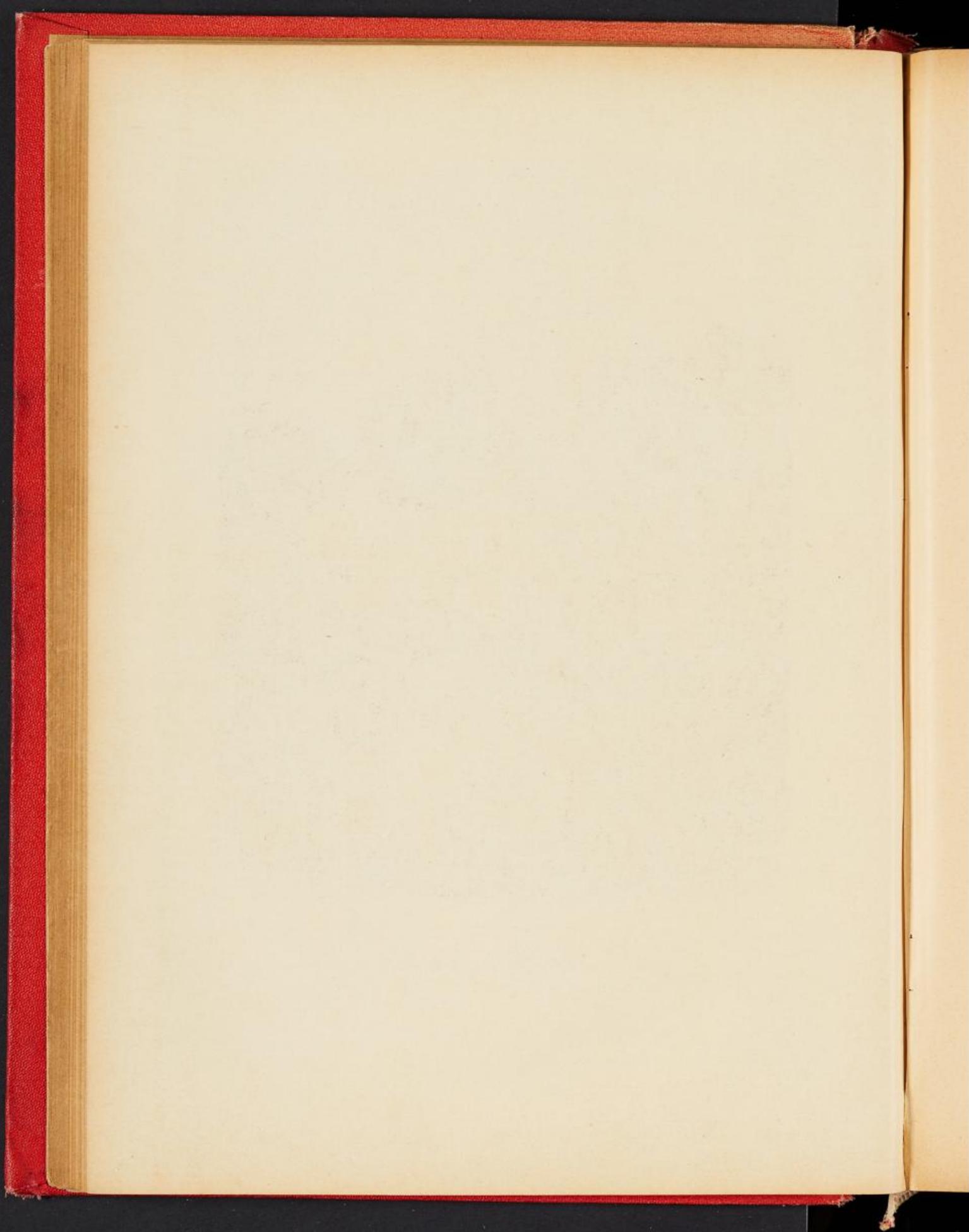




„Das ist der Tag des Herrn.“
Nach einer Originalzeichnung von Woldemar Friedrich.





Sécile.

Novelle von Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

„Aber,“ fuhr Gordon fort, „da kommen Forellen, meine gnädigste Frau. Das ist denn doch wichtig genug, um unsre Streitfrage wenigstens momentan ruhen zu lassen. Darf ich Ihnen dieses Prachtexemplar vorlegen? Und zugleich etwas Butter von diesem merkwürdigen Buttervogel hier, hier auf der zweiten Schüssel, gelber als gelb und mit zwei Pfeffertornaugen! O, sehen Sie, grotesk bis zum Gruseligem. Zu den schlimmsten Ausschreitungen erregter Künstler-Phantasie gehören doch immer die der Conditoren und Köche.“

„Was ich mich zuzugestehen gedrungen fühle,“ sagte der Langhaarige mit stark wissenschaftlicher Betonung. „Aber, so Sie gestatten, zugleich unter Constaturung gelegentlicher Ausnahmen. Das deutsche Märchen, über dessen Abstammung zu sprechen uns hier zu weit führen würde . . . Darf ich mich Ihnen vorstellen? Eginhard Aus dem Grunde . . . das deutsche Märchen kennt von ältester Zeit her ein ideales Pfeffertuchenhaus, ein Pfeffertuchenhaus nur in der Idee. Dies steht fest. Ist es nun eine conditorliche Geschmacksünde, so wird sich die Sache vielleicht präcisiren lassen, das lebhaftig vor uns hinzustellen, was bis dahin nur in unserer Vorstellung lebte? Die Beantwortung dieser Frage will mir keineswegs leicht erscheinen, am wenigsten unansehnlich, ob sie nun auf »nein« oder »ja« lauten möge. Was mich persönlich angeht, so bekenn' ich offen, daß ich mich herzlich freue, bei Degebrot

II. 2.

in der Leipziger Straße (dessen Specialität diese Dinge zu sein scheinen; wenigstens entfinne ich mich nicht in den Hildebrandt'schen Läden, auch nicht in der Mater in der Spandauerstraße, derartigen Hervorbringungen begegnet zu sein) also bei Degebrot in der Leipziger Straße das bis dahin nur ideale Pfeffertuchenhaus gelegentlich greifbar vor mir gehabt zu haben. Es unterstützt dergleichen die Phantasie, statt sie zu lähmen. Der unsre Zeit und unsre Kunst entstellende Realismus hat seine Gefahren, aber wie mir scheinen will, auch sein Recht und seine Vorzüge.“

„Gewiß, gewiß,“ sagte Gordon. „Ich revocire. Wenn man Fisch isst, darf man ohnehin nicht streiten. Ich habe einen Professor gekannt, der an einer Fischgräte gestorben ist.“

„Die Forelle hat keine Gräten.“

„Aber Flossen. Und doch jedenfalls die Mittelgräte. Nehmen Sie sich in Acht, Herr Professor.“

„Sie legen mir einen Titel zu . . .“

„Pardon. Ich war der Meinung . . . Uebrigens sind' ich diese Harz-Forellen überaus delikate und von einem ganz eigenthümlichen Aroma.“

„Forellen sind Forellen.“

„Doch nur etwa so, wie Menschen Menschen sind. Weiße, Schwarze, Privatgelehrte haben einen verschiedenen Geschmack, auch vom anthropophagischen Standpunkt aus, und die Forellen dergleichen. Sie schmecken wirklich verschieden. Ich darf es sagen.“

„Denn wenn ich die Rechnung mache, so hab' ich wohl ein Duzend Arten durchgekostet.“

„Und die schönsten waren?“

„In Deutschland, meine gnädigste Frau, die Felsen im Bodensee (man muß Markgräfler dazu trinken), und in Italien die Maränen aus dem Lago di Bolsena . . . Die bedingungslos schönsten aber hab' ich erst ganz vor Kurzem in meiner Heimat, will sagen in der schottischen Heimat meiner Familie kennen gelernt.“

„Und das waren?“

„Lachsforellen aus dem Kinroß-See. Maria Stuart saß da gefangen, in einem alten Douglas-Schlosse mitten im See, und wenn sie während dieser Gefangenschaftstage, neben der Liebe von Billy Douglas, eines beiläufig illegitimen, also doppelt verführerischen Sohnes des Hauses, irgend etwas getröstet haben kann, so müssen es die Lachsforellen gewesen sein.“

„Und doch,“ unterbrach hier der Emeritus, „wag' ich die Behauptung, daß das, was unser Harz und speziell unsre Bode bietet, ihre Lachsforellen im . . .“

„Im Kinroß-See.“

„Im Kinroß-See also, um ein Beträchtliches überbietet. Nicht auf dem Gebiete der Lachsforelle, nicht Forelle gegen Forelle, wohl aber . . .“

„Run?“

„Wohl aber Schmerle gegen Forelle.“

„Schmerle?“ wiederholte Cécile. „Was ist das? Kennen Sie Schmerlen, Herr von Gordon?“

„O gewiß. Ich entsinne mich ihrer aus meinen Kindertagen her, und bei meiner Anlage zur Gourmandise könnt' ich mich allenfalls entschließen, eine Kunst- und Entdeckungsreise zu machen, um das gelobte Land der Schmerlen kennen zu lernen. Ist es weit?“

„Nur wenige Stunden.“

„Und nennt sich?“

„Altenbrak; ein großes Dorf an der Bode. Wenn Sie die Partie machen wollen, so haben Sie die Wahl zwischen einem Thalweg unten und einem Hochweg oben. Am meisten aber empfiehlt sich's wie gewöhnlich, das Eine zu thun und das Andre nicht zu lassen, oder mit andren Worten über die Berge hin den Hinweg und an der Bode hin den Rückweg zu machen. Der eine Weg würde Sie bei Jagdschloß Todtenrode, der andre bei Treseburg vorüberführen. Eine sehr empfehlenswerthe Partie.“

„Der Sie sich vielleicht anschließen, mein Herr Emeritus, um uns Führer und Berather zu sein.“

„Mit vielem Vergnügen,“ fuhr dieser fort.

„Und um so lieber, als mir dadurch Gelegenheit wird, einen Mann wieder zu sehen, der auß's Glückliche Humor mit Charakter und Naivität mit Lebensklugheit verbindet.“

„Und wer ist dieser Glückliche?“

„Der Altenbraker Präceptor.“

„Und dieser Titel bedeutet?“

„Zunächst nichts weiter, als was er besagt, einen Lehrer also. Doch ist nicht jeder Lehrer ein Präceptor. Die Nomination des meinigen (er ist bereits ein hoher Siebziger) stammt noch aus einer Zeit her, wo man den Dorfschulmeistern, wenigstens in unsrer Braunschweiger Gegend und wenn im Dorfe der Pfarrer fehlte, den Extra-Titel eines Präceptors beilegte. Damit war dann angedeutet, daß der Betreffende von einer gewissen höheren Ordnung und sowohl berechtigt wie verpflichtet sei, Sonntag für Sonntag der Gemeinde das Evangelium oder auch eine Predigt aus einem Predigtbuche vorzulesen.“

Cécile, die bis dahin mit der Redseligkeit des über Schmerlen und Schulmeister-Originals sich verbreitenden alten Emeritus nur wenig einverstanden gewesen war, wurde jetzt plötzlich aufmerksam, denn ein in ihrer Natur liegender mystisch-religiöser Zug, den die Lektüre von Erbauungs- und namentlich Erweckungsgeschichten noch erheblich gesteigert hatte, ließ sie jedesmal aufhorchen, wenn gewisse Stichworte fielen, die Conventiklles oder Sektirerisches in Aussicht stellten. In vorderster Reihe standen natürlich die Mormonen, und wenn sich auch im gegenwärtigen Augenblicke so Gutes und Interessantes kaum erhoffen ließ, so sagte sie doch über den Tisch hin: „Und ein solcher Präceptor befindet sich in dem Schmerlendorfe?“

„Ja, meine gnädigste Frau. Nur steht zu bedauern, daß der ehemalige Präceptor nicht mehr Präceptor ist, vielmehr sein Amt niedergelegt hat. Noch dazu gegen den Wunsch seiner kirchlichen Behörde.“

„So waren es seine hohen Jahre, was den Ausschlag gab?“

„Auch das nicht, meine gnädigste Frau. Das, was den Ausschlag gab, war sein Gewissen.“

„Aber aus einem Manne, wie Sie den Alten geschildert, kann doch kein böses Gewissen gesprochen haben?“

„In gewissem Sinne doch.“

„O da bin ich neugierig. Ist es eine Sache, die sich erzählen läßt?“

„Unbedingt. Und ich erzähle sie gern, weil sie meinen Altenbraker Freund in einem schönen Lichte zeigt. Ich sprach von seinem bösen Gewissen und mit Recht. Denn das, was wir ein böses Gewissen nennen, ist ja immer ein gutes Gewissen. Es ist das Gute, was sich in uns erhebt und uns bei uns selber verklagt.“

Cécile sah ihn groß an. Aber sie gewahrte bald, daß es absichtslos gesprochen war, und so nickte sie nur freundlich und sagte: „Run denn.“

„Nun denn, in meinem alten Präceptor regte sich also plötzlich sein gutes Böses-Gewissen. Und das machte sich so. Predigten und Evangelium lesen, war ihm vorgeschrieben. Als er aber an die Siebzig kam und die Buchstaben in seinem Predigtbuche, trotz angeschaffter starker Brille, vor seinem Auge zu tanzen und zu verschwimmen anfangen, ließ er sich in dem, was er später seinen Dünkel nannte, hinreißen, alle Bücher zu Hause zu lassen und von der Kanzel herab aus dem Stegreife zu sprechen. Mit andern Worten, er predigte, that den Präceptor ab und zog den Pastor an. Das ging so mehrere Jahre. Mit einem Mal aber kam ihm die Vorstellung seines Unrechts, und daß er in Eitelkeit und Vermessenheit thue, was nicht seines Amtes sei. Alles erschien ihm plötzlich, und nicht ganz mit Unrecht, als Uebergriß und Ungeheuerlichkeit, und nachdem er das Gefühl davon eine Zeit lang mit sich herumgetragen, entschied er sich endlich kurz und energisch und ging nach Braunschweig, um sich selber vor einem Hohen Consistorium zur Anzeige zu bringen.“

„Und was geschah nun?“ unterbrach hier St. Arnaud. „Ich fürchte, das Hohe Consistorium, man kennt dergleichen, wird gerade so klein gewesen sein, wie der Alte groß war.“

„Nein, mein Herr Oberst, es kam doch erfreulicher, und wenn eine Geschichte zwei Helden haben darf, so hat sie die meinige, denn neben meinen Präceptor stellt sich ebenbürtig mein Consistorialrath. Der wußte lange schon von dem Uebergriß. Aber er wußte zugleich auch, daß die Altenbraker nie so kirchgängerische Leute gewesen waren, als von dem Tag an, wo der Präceptor zum ersten Male den Uebergriß gewagt und mit dem unerlaubten Predigen begonnen hatte. Und so stand er denn von seinem Lehnstuhl auf und sagte: »mein lieber Rodenstein (das ist nämlich der Name meines Präceptors), mein lieber Rodenstein, Ihre Klage wird gar nicht angenommen. Gehen Sie ruhig wieder nach Altenbrak und machen Sie's grad' so, wie Sie's bisher gemacht haben. Und damit Gott befohlen.« Und wirklich, der Präceptor ging auch. Aber wiewohl er sich für so viel Nachsicht und Güte respektvollst bedankt hatte, blieb er im Stillen doch fest bei seiner Meinung und gab, als er wieder daheimwar, seinen Abschied schriftlich ein, der ihm denn auch schließlich in Gnaden ertheilt wurde. Seitdem sitzt er, wenn nicht Gäste kommen, einsam auf seiner Burg Rodenstein.“

„Auf seiner Burg Rodenstein?“

„Ja, man darf es so nennen. Jedenfalls nennt er es selber so. Seine Burg Rodenstein aber ist nichts weiter, als ein wundervoll auf einem Felsen gelegenes Gasthaus, darin er als »Rodensteiner« haust und wie sein berühmter Namensvetter unter

allen Umständen einen guten Trunk, und wenn gewünscht auch die besten Schmerlen auf den Tisch bringt. Und das ist das Schmerlenland, von dem ich Ihnen sprach: Altenbrak und sein Präceptor, Burg Rodenstein und der Rodensteiner.“

„Und da müssen wir hin,“ sagte Gordon, und Cécile klatschte zustimmend in die Hände. „Da müssen wir hin, um die Streitfrage zwischen Zorellen und Schmerlen ein für allemal entscheiden zu können.“

„Und der Herr Emeritus übernimmt die Führung. Er hat bereits zugestimmt. Und auch Herr Eginhard . . . O, Pardon . . .“

„Aus dem Grunde.“

„Und auch Herr Eginhard Aus dem Grunde,“ wiederholte Gordon, während er sich gegen den Privatgelehrten verneigte, „wird uns begleiten. Nicht wahr?“

Zwölftes Kapitel.

Die Partie nach Altenbrak war für den andern Morgen verabredet, aber bis dahin war noch eine lange Zeit, und als man aus dem Saal in den Corridor trat, wurde mehrfach die Frage laut, was bei der schwebenden Hitze mit dem »angebrochenen« Nachmittage zu machen sei? Der Privatgelehrte schlug eine Promenade durch das Bodethal vor, drang aber nicht durch.

„Nur nicht Bodethal,“ sagte Gordon. „Oder gar dieser ewige Waldkater! Das reine Landhaus an der Heerstraße mit einer Mischluft von Küchen-Abgüß und Pferdeställen. Ueberall Menschen und Butterpapiere, Krüppel und Ziehharmonika. Nein, nein, ich proponire Lindenberg.“

„Lindenberg,“ entschied St. Arnaud und Cécile zeigte sich bereit, die Promenade sofort zu beginnen.

„Du solltest Dich erst ruhen,“ sagte der Oberst. „Es ist heiß und der Weg wird Dich ermüden.“

Aber die schöne Frau, die regelmäßig andern Sinnes war, wenn St. Arnaud auf ihr Ruhebedürfnis oder gar auf ihre Schwächezustände hinwies, widersprach auch diesmal und versicherte, während sie sich gegen den Privatgelehrten, um dessen Begleitung sie schon vorher gebeten hatte, verneigte: „bei gutem Gespräche noch niemals müde geworden zu sein.“

Ein Verklärungschimmer ging über Eginhard, der bei seinem Gange zu generalisiren, sofort auch Betrachtungen über die Superiorität aristokratischer Lebens- und Bildungsformen anstellte. Zugleich war er fest entschlossen, sich eines so schmeichelhaft in ihn gesetzten Vertrauens würdig zu zeigen, war aber nicht glücklich damit, wie sich gleich bei seinem ersten Versuche herausstellen sollte.

„Miquel'scher Privatbesitz, meine Gnädigste,“

hob er an, während er auf eine noch innerhalb der Dorfstraße gelegene, von einem herrschaftlichen Garten umgebene Villa zeigte.

„Wessen?“ fragte Cécile.

„Dr. Miquels. Ehedem Bürgermeister von Osnabrück, jetzt Oberbürgermeister zu Frankfurt.“

„An der Oder?“

„Am Main.“

„Aber was konnte diesen Herrn veranlassen, von so landschaftlich bevorzugter Stelle her, gerade hier sich anzukaufen und in diesem einfachen Harz-Dorfe seine Sommerfrische zu nehmen?“

„Eine wohl aufzuwerfende Frage, deren einzig mögliche Beantwortung mir in der Deutschkaiserlichkeit des Dr. Miquel zu liegen scheint, ein Wort, das, trotz seiner sprachlichen Anfechtbarkeit, den Gedanken genau wieder giebt, den ich Ihnen, meine gnädigste Frau, des Ausführlicheren unterbreiten möchte. Darf ich es?“

„Ich bitte recht sehr darum.“

„Nun denn, es darf als historische Thatsache gelten, daß wir Männer besaßen und noch besitzen, in denen das Kaiserthum bereits mächtig lebte, bevor es noch da war. Es waren das die Propheten, die jeder großen Erscheinung vorauszufragen pflegen, die Propheten und Täufer.“

„Und zu diesen zählen Sie . . .“

„Vor allem auch Dr. Miquel von Frankfurt. In der That, er war unter denen, in deren Brust der Kaisergedanke von Jugend auf nach Verwirklichung rang. Aber wo war diesem Gedanken am besten eine Verwirklichung zu geben? Wo durft' er am ehesten Nahrung finden und Förderung erwarten? Und auf diese Fragen, meine gnädigste Frau, giebt es nur eine Antwort: hier. Denn hier, an dieser gesegneten Harzstelle, predigt alles Kaiserthum und Kaiserherrlichkeit. Ich spreche nicht von dem ewigen Kyffhäuser, der ohnehin schon halbthüringisch ist, aber speciell hier, am harzischen Nordrande, giebt jeder Fuß breit Erde wenigstens einen Kaiser heraus. In der Quedlinburger Abteikirche, die Sie, wie mir zu meiner Freude bekannt geworden, durch Ihren Besuch geehrt haben, ruht der erste große Sachsenkaiser, im Magdeburger Dome der noch größere zweite. Sie mit Namen zu behelligen, meine gnädigste Frau, kann mir nicht einfallen. Aber ich bitte Thatsachen geben zu dürfen. In Harzburg, auf der Burgberg-Höhe (deren Besteigung ich Ihnen empfehlen möchte; Sie finden Gsel am Fuße des Berges) stand die Lieblingsburg des zu Canossa gedemüthigten Heinrich, und zu Goslar, in verhältnismäßiger Nähe jener Burgberg-Höhe, haben wir bis diese Stunde die große Kaiser-Pfalz, die die mächtigsten Herrschergeschlechter, die Träger des ghibellinischen Gedankens in schon vor-ghibellinischer Zeit, in ihrer Mitte sah. Also

Kaiser-Erinnerungen auf Schritt und Tritt. Und hierin, meine gnädigste Frau, seh' ich den Grund, der den Mann des Kaisergedankens in speciell diese Gegenden zog.“

„Unzweifelhaft. Und Sie sprechen das alles mit solcher Wärme . . .“

Der Privatgelehrte verneigte sich.

„Mit solcher Wärme, daß ich annehmen möchte, Sie selber seien mit unter den Propheten und Täufeln gewesen und Ihre Studien fänden ihren Gipfel-punkt in einer begeisterten Hingebung an die deutsche Kaisergeschichte.“

„Gewiß, meine gnädigste Frau, wennschon ich Ihnen offen bekenne, daß der Gang unserer Geschichte nicht der war, der er hätte sein sollen.“

„Und was ist es, woran Sie Anstoß nehmen?“

Das, daß sich der Schwerpunkt verschob; ein Fehler, der erst in unseren Tagen seine Correctur erfahren hat. Als die Sachsenkaiser, die wir mit mindestens gleichem Recht auch die Harzkaiser nennen dürften, seitens der deutschen Stämme geführt wurden, waren wir auf der rechten Spur und hätten, bei dem endlichen aber nur allzu frühen Erlöschen des Geschlechts, den Schwerpunkt deutscher Nation nach Nordosten hin verlegen müssen.“

„Bis an die russische Grenze?“

„Nein, meine Gnädigste, nach dem Lande zwischen Oder und Elbe.“

„Mit den Hohenzollern an der Spitze?“

„Doch nicht. Nicht damals. Wohl aber, statt ihrer, ein anderes großes Fürstengeschlecht, das in bereits vorhohenzollerischer Zeit das Land zwischen Oder und Elbe beherrschte, seitdem aber in unbegreiflich undankbarer Weise vergessen oder doch bei Seite gestellt wurde: das Geschlecht der Askaniern. Haben wir doch als einziges Denkmal und Erinnerungszeichen an diese ruhmreiche Familie nichts als den Askanischen Platz, eine Lokalität, die täglich viele Tausende passiren, ohne mit dem Namen derselben auch nur die geringste historische Vorstellung zu verknüpfen.“

Cécile war selbst unter diesen. Aber in Kreisen großgezogen, in denen aller historischer Notizenkram einen höchst geringen Rang behauptete, bekannte sie sich lachend zu dieser ihrer Unkenntniß und sagte: „Sie müssen es leicht nehmen, mein theurer Herr Professor, Pardon, daß ich bei diesem Titel verbleibe; Sie müssen es leicht nehmen. Es ist nicht Jedermanns Sache, gründlich zu sein. Und nun gar erst wir Frauen. Sie wissen, daß wir jedem ernstesten Studium feind sind. Aber wir haben eine Neigung zu glücklicher Benutzung des Moments, auch ich, und so dürfen Sie jederzeit sicher sein, einer dankbaren Schülerin in mir zu begegnen.“

Wieviel daran Ernst war, war ungewiß, aber als desto gewisser konnte das Eine gelten, daß

Glocke herüberklang. Und siehe da, keine Minute mehr, so vernahm man auch schon den Pfiff der Lokomotive, darnach ein Keuchen und Prusten, und nun dampfte der Zug auf wenig hundert Schritt an dem Lindenberge vorüber.

„Er geht nach Berlin“, sagte St. Arnaud. „Willst Du mit?“

„Nein, nein.“

Und nun sahen Beide wieder der Wagenreihe nach und horchten auf das Echo, das das Gerassel und Geklapper in den Bergen wach rief und fast so klang, als ob immer neue Züge vom Hexentanzplatz herunter kämen.

Endlich schwieg es und die frühere Stille lag wieder über der Landschaft. Nur die Brise, vom Dorf und Fluß her, wuchs und die Kornfelder neigten sich und mit ihnen der rotke Mohn, der in ganzen Büscheln zwischen den Halmen stand.

Unwillkürlich machte Cécile die schwankende Bewegung mit, bis sie plötzlich auf ein Bild wies, das der Aufmerksamkeit Beider wohl werth war. Von jenseit der Bahn her kamen gelbe Schmetterlinge, massenhaft, zu Hunderten und Tausenden und ließen sich auf dem Kleefeld nieder oder umflogen es von allen Seiten. Einige schwärmten am Waldrand hin und kamen der Bank so nahe, daß sie fast mit der Hand zu fassen waren.

„Ah, Pierre,“ sagte Cécile. „Sieh nur, das bedeutet uns etwas.“

„O gewiß,“ lachte St. Arnaud. „Es bedeutet, daß Dir alles huldigen möchte, gestern die Rosenblätter und heute die Schmetterlinge, Boncoeurs und Gordons ganz zu geschweigen. Oder glaubst Du, daß sie meinetwegen kommen?“

Dreizehntes Kapitel.

Alles freute sich auf Altenbrak, und selbst Cécile war schon um acht auf dem großen Balkon, trotzdem der Ausbruch erst um zehn und zehneinhalb erfolgen sollte.

Dieser Ausbruch zu verschiedenen Zeitpunkten hatte darin seinen Grund, daß Cécile, so sehr sie sich erholt hatte, für eine Fußpartie doch nicht ausreichend gekräftigt war, während St. Arnaud, ein leidenschaftlicher Steiger, auf eine Wandrung über die Berge hin nicht gern verzichten wollte. So war man denn übereingekommen, den Marsch in zwei Colonnen zu machen, von denen die Fußcolonne: St. Arnaud, der Emeritus und der Privatgelehrte um 10 Uhr voraus marschiren, die Reitercolonne: Gordon und Cécile um 10 $\frac{1}{2}$ Uhr nachfolgen sollte. Danach wurde denn auch verfahren, und als der Fußtrupp um eine halbe Stunde voraus war, erhoben sich die bis dahin Zurückgebliebenen, um sich, unmittelbar vor dem Hôtel, an dem Halteplatze der Wagen und Pferde, beritten

zu machen. Gordon, wenig zufrieden mit dem Bestande, den er hier vorfand, unterhandelte gerade mit einem der Vermiether, als Cécile, zwischen den Pferden hin, ein paar Esel gewahr wurde, die ganz zuletzt im Schatten einer Platane standen. Sie freute sich sichtlich dieser Wahrnehmung, und mit einer ihr sonst nicht eigenen Lebhaftigkeit die Verhandlungen unterbrechend, sagte sie, während sie nach der Platane hinzeigte: „Da sind Esel, Herr von Gordon. Das ist nun einmal meine Passion: Eselreiten und Ponyfahren. Und wenn Sie nicht Anstand nehmen . . .“

„Im Gegentheil, meine gnädigste Frau, man sitzt besser und gemüthlicher und das gefürchtete »vom Pferd auf den Esel kommen«, was bildlich sein Mißliches haben mag, ist mir in natura nie schrecklich gewesen.“

Ein Blick, von dem schwer zu sagen war, ob mehr Huld oder Kinderfreude darin vorherrschte, belohnte Gordon für seine Bereitwilligkeit, und wenige Minuten später saßen Beide bereits plaudernd im Sattel und trotteten, über einen Brückensieg hin, auf eine mit vorjährigem Eichenlaub gefüllte Schlucht zu, die, jenseits der Bode, zu der auf dem Berg Rücken entlang laufenden Blankenburger Chaussee hinaufführte. Neben ihnen her ging der Eseljunge, den Esel, auf dem Cécile saß, dann und wann zu beschleunigterem Gangart antreibend. Es war ein bildhübscher, zugleich hartgewohnter Junge, der abwechselnd ging und lief, und dem Gespräche, das Gordon und Cécile führten, mit klugem Auge folgte.

Das Laub raschelte, die Sonne spielte durch das Gezweig, und aus dem Walde her vernahm man den Specht und dann und wann auch den Kukul. Aber nur langsam und spärlich, und als Gordon zu zählen anfing, rief er nur ein einzig Mal noch.

„Ist Euer Harzkukul immer so faul?“

„O nein; 'mal so, 'mal so. Soll ich ihn fragen?“

„Versteht sich.“

„Wie viel Jahre noch?“

Und nun antwortete der Kukul und sein Rufen wollte kein Ende nehmen.

Das schuf eine kleine Verstimmung, denn jeder ist abergläubisch, und um die Verstimmung wieder los zu werden, sagte jetzt Gordon, das Thema wechselnd: „Eselreiten und Ponyfahren! Sie sprachen so glückstrahlend davon, meine gnädigste Frau. Sind es Kinder-Erinnerungen? Das Ponyfahren läßt es fast vermuthen. Aber, Pardon, wenn ich in meiner Neugier vielleicht indiskrete Fragen thue.“

„Nicht indiskret. Ueberhaupt was ist Diskretion? Wer ihr à tout prix leben will, muß in den Karthäuser-Orden treten.“

— „Der, Gott sei Dank, für Frauen nicht gestiftet wurde.“

„Muthmaßlich, weil seine Begründer klug und weise genug waren, das Unmögliche nicht anzustreben. Aber Sie fragten mich, ob Kinder-Erinnerungen? Nein, leider nein. Meine Kindertage vergingen ohne das. Aber dann kamen andre Tage, freilich auch halbe Kindertage noch, in denen ich aus der kleinen obereschlesischen Stadt, darin ich geboren und groß gezogen war, zum ersten Mal in die Welt sah. Und in welche Welt! Jeden Morgen, wenn ich an's Fenster trat, sah ich die »Jungfrau« vor mir und daneben den Mönch und den Eiger. Und am Abend dann das Alpenglühn. Ich vergesse sonst Namen, aber diese nicht, diese sind mir in der Seele geblieben, wie die Tage selbst. Schöne, himmlische, glückliche Tage, Tage voll ungetrübter Erinnerungen. Und unter diesen ungetrübten Erinnerungen auch Gseltritt und Ponyfahren. Ach es sind so kleine Dinge, aber die kleinen Dinge gehen über die großen. Und von woher stammt Ihre Passion für derlei Cavalcaden?“

„Aus dem Himalaya.“

Bei diesem Worte waren sie aus der Schlucht heraus und Gordon wollte just abbrechen, um, oben angelangt, des freien Umblids vom Plateau her voll zu genießen, aber im selben Augenblicke wahrnehmend, daß der Gseljunge, ganz wie benommen, ihn anstarrte, überkam ihn ein Lachen und er sagte:

„Junge, kennst Du den Himalaya?“

„Mount-Everest . . . 27,000 Fuß.“

„Wo hast Du das her?“

„Nu, das lernen wir.“

„A la bonne heure,“ lachte Gordon. „Ja, der preußische Schulmeister . . . Zu welcher erstaunlichen Siegen wird uns der noch verhelfen! Und was sagen Sie dazu, meine Gnädigste?“

„Nun zunächst nur das Eine, daß der Junge mehr weiß als ich.“

„Lassen Sie's ihm. Preußischer Drill und Gedächtniß-Ballast. Je weniger man davon schleppt, desto besser.“

„Das sagt St. Arnaud auch, wenn er gut gelaunt ist. Aber au fond glaubt er's nicht und empfindet ein beständiges Crève Coeur über all das, was die Herren Präceptoren, zu deren einem wir jetzt wallfahrten, an mir versäumt haben. St. Arnaud, sag' ich, glaubt es nicht und Sie glauben es auch nicht, Herr von Gordon. Ich hab' es wohl bemerkt. Alle Preußen sind so conventionell in Bildungssachen; alle sind ein klein wenig wie der Herr Privatgelehrte . . .“

„Ja,“ stimmte Gordon zu, „das sind sie. Sie heißen nicht sämmtlich Eginhard, aber alle sind mehr oder weniger »Aus dem Grunde.«“

Danach brach das Gespräch ab und erst nach

einer Weile nahm es Cécile wieder auf. „Ob wir die Herren noch einholen?“ fragte sie. Die Chaussee läuft hier wie mit dem Lineal gezogen und doch seh' ich Niemand.“

* * *

In der That, Cécile sah Niemanden und konnte Niemand sehen, aber es lag nicht an einer allzu großen Entfernung zwischen ihr und der Avantgarde, sondern einfach daran, daß die drei Herren, denen der Aufstieg doch saurer geworden war, als sie vermutet hatten, Schattens halber in einen wundervollen Waldpfad eingebogen waren, der erst später wieder auf den Hauptweg mündete. St. Arnaud hatte die Mitte zwischen seinen beiden Begleitern genommen und rechnete darauf, die Fehde zwischen dem »braunschweigischen Roß« des Emeritus und dem »askanischen Bären« des Privatgelehrten in kürzester Frist ausbrechen zu sehn, schob aber seinerseits alles, was den Streit unmitttelbar hätte heraufbeschwören können, klug und vorsichtig hinaus und begnügte sich damit, den Privatgelehrten über seinen Namen auszuholen.

„Zur' ich, wenn ich annehme, mein hochverehrter Herr »Aus dem Grunde«, daß Sie rheinischen oder schweizerischen Ursprungs sind und ähnlich wie die »Vom Rath«, »Aus dem Winkel« und »Auf der Mauer« entweder der Kölner Gegend oder aber den Urkantonen entstammen?“

„Doch nicht, mein Herr Oberst. Mein Urgroßvater kam glaubenshalber aus Polen und hieß ursprünglich Genserowsty; noch bis vor Kurzem befauden sich in der Berliner Hasenhaide Träger dieses alten Namens. Einer der Söhne, mein Großvater, war homo literatus, zugleich Verfasser einer griechischen Grammatik, und um ganz mit den polnischen Erinnerungen zu brechen oder vielleicht auch wegen eines dem deutschen Ohre nicht unbedenklichen Namensanklages, ließ er den Genserowsty fallen und nannte sich Aus dem Grunde. Das einigermaßen Anspruchsvolle darin, verkenn' ich nicht, aber der Name ist mir überkommen und so kann es mir persönlich nur obliegen, ihm, nach dem bescheidenen Maße meiner Fähigkeiten, Ehre zu machen.“

„Ein Streben, zu dem ich Sie beglückwünsche.“

„Der Herr Oberst beschämen mich durch so viel Güte. Das aber darf ich heute schon aussprechen, daß ich mich jederzeit vor Zerspitterung und einer damit zusammenhängenden Oberflächlichkeit gehütet habe. Zerspitterung ist der Fluch unsrer modernen Bildung. Ich befeißige mich der Concentration und halte zu dem guten alten Satz »multam non multa«. Mein Stolz ist der, ein Specialissimus zu sein, ein Spott- und zugleich Ehrentame, den mir beizulegen dem Chor meiner Gegner beliebte. Der Herr Oberst wissen, welchem Gegenstande meine

Studien gelten, und es sind denn auch eben diese, die mich neuerdings wieder hierher in den Harz und in der letzten Woche nach dem reizenden Gernrode (dessen Besuch ich dem Herrn Obersten empfohlen haben möchte) geführt haben, nach Gernrode, das seinen Namen bekanntlich von einem vor-astanischen Markgrafen herleitet, dem Markgrafen Gero."

"Demselben muthmaßlich, der dreißig Wendenfürsten zu Tische lud, um sie dann zwischen Braten und Dessert abschlachten zu lassen?"

"Von eben demselben, mein Herr Oberst. Aus welchem Zwischenfall ich übrigens bitten möchte, nicht allzu nachtheilige Schlüsse ziehen zu wollen. Markgraf Gero war ein Kind seiner Zeit, genau so wie Karl der Große, dem die summarisch enthaupteten 10,000 Sachsen nie zum Nachtheil angerechnet worden sind. Es sind das eben die Männer, die Geschichte machen, die Männer großen Stils, und wer Historie schreiben oder auch nur verstehen will, hat sich in erster Reihe zweier Dinge zu befleißigen: er muß Personen und Thaten aus ihrer Zeit heraus zu begreifen und sich vor Sentimentalitäten zu hüten wissen."

"Gewiß, gewiß," lachte der Oberst. "Einverstanden mit allem, wobei mir nur ewig merkwürdig bleibt, daß die durch Natur und Beruf friedliebendsten Leute von der Welt allemal für »Kopf-ab« sind, während alle Leute von Fach an dreißig abgeschlachteten Wendenfürsten doch einigermaßen Anstoß nehmen. Es muß übrigens ein Gesetz in dieser Erscheinung walten, vielleicht dasselbe, nach dem ganz unbemittelte Personen immer erst geneigt sind, ein Dreißig Millionen-Vermögen als ein Vermögen überhaupt gelten zu lassen."

Unter diesem Gespräche, das sich weiter spann, hatten unsre drei Freunde den Punkt erreicht, wo der Waldweg wieder in den Hauptweg einbog, auf dem, im selben Augenblicke fast, wo sie denselben betraten, ein Hauderer oder Personenwagen, mit dem Anhaltiner Wappen am Wagenschlage, vorüber rollte.

"War das nicht der astanische Bär?" fragte St. Arnaud.

"Zu dienen. Und zwar der astanische Bär an einem emeritirten Postwagen aus guter alter Zeit her, wo das Herzogthum Anhalt noch eine selbstständige Postverwaltung hatte. Die nunmehr längst meistbietend versteigerten Wagen laufen nur noch als Hauderer durch's Land und predigen einen Wechsel der Dinge, der mich in meiner Eigenschaft als Deutscher beglückt, in meiner Spezial-Eigenschaft als zu Haus Anhalt haltender Berliner aber ebenso betrübt wie verlegt. Denn worin hat Berlin den Ursprung und die Wurzel seiner Kraft? Einfach in dem jetzt hinsterbenden Astanierthum, dem es nicht bloß seinen Wappen-Bären, sondern

in gleichem Grade sein Gedeihen und seinen Ruhm verdankt. Und wie lohnt es (ich hatte schon gestern die Ehre, mich gegen die gnädige Frau darüber auszusprechen zu können), wie lohnt es diesem Astanierthum? Wenn ich sage »durch Mißachtung«, so mach' ich mich insofern noch einer Beschönigung schuldig, als Haus Anhalt einfach einer gewissen Komik verfallen ist, die sich in den traurigsten Berlinismen Luft macht. Urtheilen Sie selbst. Erst vorgestern war es, daß ich in einem diese Frage berührenden erstem Gespräche der ganz unqualificirbaren Antwort begegnete: »Versieht sich, Anhalt-Dessau. Denn wenn wir Dessau nicht hätten, so hätten wir auch nicht den alten Dessauer, und wenn wir den alten Dessauer nicht hätten, so hätten wir auch nicht: »so leben wir!«"

"Ah," sagte der Oberst, "das waren die zwei Berliner an der Table d'hôte. Vergleichen darf man nicht übel nehmen. Die Berliner sind Spatzmacher und gefallen sich in ironischen Bemerkungen und Citaten."

"Und treffen dabei meistens den Nagel auf den Kopf," setzte der Emeritus hinzu. "Denn Sie werden, mein hochverehrter Herr Eginhard, doch nicht allen Ernstes verlangen, daß wir uns im Zeitalter Otto's von Bismarck auch noch für Otto den Faulen oder gar für Otto den Finster interessiren sollen?"

"Doch, mein Herr Emeritus. Zu den schönsten Zierden deutscher Nation zähl' ich Loyalität gegen das noch lebende Fürstengeschlecht und unwandelbare Pietät gegen die, die bereits vom Schauplatz abgetreten sind."

"Eine Forderung, mein hochverehrter Herr Aus dem Grunde, die sich leichter stellen als erfüllen läßt. Andauernde Treue gegen das Alte macht die Treue gegen das Neue nahezu zur Unmöglichkeit; aber unmöglich oder nicht, es ist jedenfalls ein gefährliches Evangelium, das Sie da predigen. Denn was Albrecht dem Bären recht ist, ist Heinrich dem Löwen billig, und doch möcht' ich Ihnen nicht empfehlen, Ihrem unentwegten Enthusiasmus für emeritirte Postkutschen (Sie selbst geruhten diesen Ausdruck zu gebrauchen) von Haus Anhalt auf das Haus Welf übertragen zu wollen. Es giebt eben leichte und schwere Pietäten, und die letztern sind nicht Jedermanns Sache, was auch kaum anders sein kann. Und um schließlich auf diesem heiklen Gebiet auch noch ein Wort von mir selber zu sagen, so bin ich fester Braunschweiger trotz einem. Aber wenn heute mein Herzog stirbt und morgen »der Preuß« uns annectirt, so bin ich übermorgen loyaler Preuße. Nur keine Prinzipienreiterei, mein hochverehrter Herr Aus dem Grunde. »Das Wort sie sollen lassen stahn«, das ist Recht und Ordnung, dafür bin ich, das ist Gewissenssache. Für

alles Andre aber haben wir die Vernunft. Treue! Man muß die Welt nehmen, wie sie liegt, und danach treu sein."

"Oder untreu."

"Meinetwegen."

Und dabei lächelte der Emeritus mit überlegener Miene.

* * *

Der so vorausschreitenden Colonne folgten Gordon und Cécile.

Nach rechts hin, auf Blantenburg zu, lagen weite Wiesen und Ackerflächen, während unmittelbar zur Linken ein Waldschirm von geringer Tiefe stand, der unsere Reisenden von der steil abfallenden Thalschlucht und der unten schäumenden Bode trennte. Dann und wann kam eine Lichtung und mit Hülfe dieser glitt dann der Blick nach der anderen Felsensteite hinüber, auf der ein Gewirr von Spitzen und Zacken und alsbald auch der Hexentanzplatz mit seinem hellgelben, von der Sonne beschienenen Gasthause sichtbar wurde. Fuchzer und Zuruse hallten durch den Wald und dazwischen klang das Echo der Böller- und Büchschüsse von der Rosttrappe her.

"Es ist doch ein eigen Ding um die Heimat," sagte Gordon, "sie sei wie sie sei. Laß ich mich auf's Vergleichen ein, so ist dies Alles nur Spielzeug der Natur, das neben dem Großen verschwindet, was sie draußen in ihren ernsteren Stunden schuf. Und doch geb' ich für dieses bescheidene Plateau sechs Himalaya-Pässe hin. Es ist mit all dem Großen draußen, wie wenn man einen Kaiser in Hermelin oder den Papst in Pontificalibus sieht; man bewundert und ist benommen, aber wohl wird einem erst wieder, wenn man seiner Mutter Hand nimmt und sie küßt."

"Sie sprechen das mit so vieler Wärme. Lebt Ihre Mutter noch? Haben Sie sie wiedergefunden?"

"Nein, sie starb in den Jahren, daß ich draußen war. Ich habe nichts weiter mehr als zwei Schwestern. Eine war noch ein halbes Kind, als ich Deutschland verließ; aber mit der andern wuchs ich auf, wir harmonirten in allen Stücken, und wenn sich mir meine Wünsche nur einigermaßen erfüllen, so trennen wir uns nicht wieder, wenigstens nicht wieder auf Jahre. Ja, diese Bande sind doch die festesten und überdauern alles andre. Wie manche Nacht, wenn ich in den gestirnten Himmel auffah, hab' ich an Mutter und Schwester gedacht und mir ein Wiedersehen ausgemalt. Nur halb ist es mir in Erfüllung gegangen."

Cécile schwieg. Sie war klug genug, um die Herzlichkeit solcher Sprache zu verstehen und zu würdigen, aber doch andererseits auch verwöhnte Frau genug, um sich durch ein so betontes Hervortreten

II. 2.

verwandtschaftlicher Empfindungen und zwar in diesem Augenblick und an ihrer Seite wenig geschmeichelt zu fühlen.

"Und wie heißt Ihre Schwester?"

"Clothilde."

"Clothilde," wiederholte sie langsam und gedehnt und Gordon, der heraus hören mochte, daß ihr der Name nicht sonderlich gefiel, fuhr deshalb fort: "Ja, Clothilde, meine gnädigste Frau. Sie wägen den Namen und finden ihn etwas schwer. Und Sie haben Recht. Ich glaube auch nicht, daß ich fähig sein würde, mich jemals in eine Clothilde zu verliehen. Aber je weniger der Name für eine Braut oder Geliebte paßt, desto mehr für eine Schwester. Er hat etwas Festes, Solides, Zuverlässiges, und geht nach dieser Seite hin fast noch über Emilie hinaus. Vielleicht giebt es überhaupt nur einen Namen von ebenbürtiger Solidität."

"Und der wäre?"

"Mathilde."

"Ja," lachte Cécile. "Mathilde! Wirklich. Man hört das Schlüsselbund."

"Und sieht die Speisekammer. Jedesmal, wenn ich den Namen Mathilde rufen höre, seh' ich den Quersack, darin in meiner Mutter Haufe die Badspfaumen hingen. Ja, dergleichen ist mehr als Spielerei, die Namen haben eine Bedeutung."

"Ich wollte, daß Sie Recht hätten, es würde mich glücklich machen. Aber was hab' ich beispielsweise von meiner musikalischen und sogar heilig gesprochenen Namensschwester? Die Heiligkeit gewiß nicht, und auch kaum die Musik."

So plaudernd, erreichten sie die Stelle, wo der nach Altenbrak abzweigende Weg auf ein weites Eisbruch einbog, hinter dem die bis jetzt von Ihnen passirte Waldpartie von Neuem auftrat, freilich nicht als Wald mehr, sondern nur noch als Schonung, über deren Kiefern und Kuffeln hinweg eine muthmaßlich einen Weg einfassende Doppelreihe weißstämmiger Birken sichtbar wurde. Hart in Front dieser Schonung lagerte deutlich eine Gruppe hemdärmlicher oder doch in Leinwandjaden gekleideter Personen, aller Wahrscheinlichkeit nach also Holzschläger oder Arbeiter auf Tagelohn. Etwas Leichtes in den Bewegungen aber, zumal wenn sich Einzelne von ihnen erhoben, zeigte bald, daß es keine Tagelöhner sein konnten.

"Was sind das für Leute da?" fragte Gordon den Jungen. Ehe dieser aber antworten konnte, wurde drüben ein Signalhorn laut und im selben Augenblicke begann ein Hin- und Herlaufen und gleich danach ein Ordnen und Richten. Und nun setzten sich auch unsere zwei Reisenden in Trab und erkannten im Näherkommen, daß es blutjunge Leute waren, Turner in Drillhanszügen, die sich, mit bemerkenswerther Raschheit und Gewandtheit, in

Gliedern formirten. Ganz in Front standen die Spielleute: drei Tambours und ein Hornist, und als die der Aufstellungsseite zunächst reitende Cécile bis auf wenige Schritte heran war, kommandirte der den Trupp führende Vorturner: „Augen links“ und dann „Präsentirt das Gewehr.“ Er selbst aber salutirte mit dem Schläger, die Spitze zur Erde senkend, während die drei Tambours den Präsentirmarsch schlugen. Cécile verneigte sich dankend und verlegte und einen Augenblick später ritten Beide (Gordon unter militairischem Gruß) in den Birkenweg ein, der sich, wie man vermuthet hatte, durch die Schonung hinzog und an manchen Stellen eine vollkommene Laube bildete.

„War das reizend,“ sagte Cécile. „Jugend, Jugend. Und so frisch und glücklich. Und so ritterlich und artig.“

Gordon nickte. „Ja, meine gnädigste Frau, das ist Deutschland, Jung-Deutschland. Und mit Stolz und Freude sehe ich es wieder. Draußen hat man auch dergleichen, aber es ist doch anders. Hier giebt sich alles natürlicher und weniger zurecht gemacht; weniger *mise en scene*. Gott erhalt' uns unsere Jugend.“

Und während er noch so sprach, streiften die Birkenzweige Céciles Gesicht, was ihn zu dem Vorschlag veranlaßte, doch die Plätze wechseln zu wollen. Aber sie wollte davon nichts hören. „Es ist doch immer ein Streicheln, auch wenn es weh thut. Und dazu diese himmlische Luft! Ach, ich könnte den ganzen Tag so reiten und von Müdigkeit wäre keine Spur.“

Endlich hatten sie die Schonung im Rücken und hielten vor einer, von einem Plankenzaun eingefassten und hoch in Gras stehenden Wiese, darauf nichts sichtbar war, als, in einiger Entfernung, drei ziemlich gleich aussehende Häuschen, die todtsstill und wie verunmuthet in der grellen Mittagssonne dalagen. Keine Grille zirpte, kein Rauch stieg auf; um den Baum herum aber ging in weitem Bogen der Weg, anstatt die Wiese kurz und knapp zu durchschneiden.

„Wie heißt das?“ fragte Gordon.

„Todtenrode“, sagte der Junge.

„Nur in der Ordnung. Wenn es nicht schon so hieße, so müßt' es so getauft werden. Todtenrode! Wohnen Menschen hier? Muthmaßlich ein Todtengräber?“

„Nein, ein Förster.“

Unter solchem Gespräche waren sie bis an die Stelle gekommen, wo die vorerwähnten drei Häuschen standen. Eines derselben, das größte, das etwas von Architektur und Ornament zeigte, war ganz von wildem Wein überwachsen, und Gordon ritt heran, um, so gut es die Lichtblendung gestattete, von außen her in die Fenster hineinzusehen. Keine Gardine war da, kein Vorhang, überhaupt nichts, was auf Be-

wohnerschaft hätte deuten können, und doch war unverkennbar, daß dies Haus in der That sehr bewegte Tage gesehen haben mußte. Polsterbänke zogen sich um panelirte Wände, dazu Schenkstisch und schwere Stühle, während sich in dem Zimmer daneben, das sich, bei nur halber Tiefe, leichter übersehen ließ, allerlei Möbel aus der Zeit des Empire befanden, darunter ein hellblaues Atlaspsofa mit drei schmalen Spiegeln über der Lehne.

Cécile sah gleichzeitig mit Gordon in die verbläute Herrlichkeit hinein und auch der Junge stellte sich neugierig auf die Zehspitzen.

„Eine Försterei, sagtest Du. Das ist aber ein Jagdschloß.“

„Ja, ein Jagdschloß.“

„Und von wem?“

„Von unsrem Herzog.“

„Kommt er oft?“

„Nein; aber der vorige . . .“

„Ja,“ lachte Gordon, „der vorige, der kam oft.“ Und zu Cécile gewandt, fuhr er fort: „Ich hab' ihn noch in Paris gesehen, den guten Herzog, alt geworden, geschnürt und geschminkt, und mit Ringelstöckchen, eine lächerliche Figur, ebenso der Liebling wie der Spott der Halbwelt-Damen. Wahrscheinlich, wer die Geschichte dieser Duodezürsten schreiben will, muß bei den fürstlichen Jagdschloßern anfangen. Und nun gar dies hier, dies Todtenrode! Der bloße Name hätte mich in einen Jugendprieſter verwandeln können. Aber diese Durchläuchtings empfinden anders und sagen umgekehrt: »je mehr Tod, je mehr Leben«. Erst die Strecke mit dem erlegten Wild, und dann Bacchus, und dann Erös der göttliche Knabe. Zehn gegen eins, daß dies Todtenrode mit zu den bevorzugtesten Tempeln des kleinen Gottes gezählt hat. Ihr Himmlischen, was mag sich Alles in diesem Allerheiligsten abgespielt haben, an Freud und Leid! Ja, auch an Leid. Denn der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht, wobei mir übrigens die Serenissimi selbst die weitaus kleinste Sorge machen. Aber was so von Jugend und Unschuld mit in die Brüche geht, was so gemüthlich mit hingeopfert wird in dem ewigen Molochdienste . . .“

Cécile musterte den Sprecher, der einen Augenblick in der Laune schien, in seiner Philippika fortzufahren; bald aber wahrnehmend, daß er, wie damals vor den Portraits der Fürst-Abbatissinnen, in seinen Auslassungen um ein gut Theil zu weit gegangen sei, begann er sofort das Thema zu wechseln, was ihm die sich rasch verändernde Scenerie ziemlich leicht machte. Der Weg nämlich, der bis dahin über ein Plateau geführt hatte, senkte sich hinter Todtenrode wieder und mündete, bald danach auf eine mittelhoch am Abhange sich hinziehende Chaussee, zu deren Füßen die diesseits

von einem sonnigen Wiesengrunde, jenseits aber von Wald und Schatten eingefasste Bode hinloß. Erquickende Kühle drang von unten her bis zur Höhe hinauf und einzelne Häuser, die zerstreut und lauschig am Flusse hin lagen, berechtigten zu der Annahme, daß man in kürzester Frist am Ziele sein werde.

Gordon wurde sehr bald auch der drei voraufmarschirenden Herren, die ganz zuletzt einen Nichtsteig eingeschlagen haben mußten, ansichtig, und auf sie hinweisend, rief er jetzt seiner Begleiterin in beinahe freudiger Aufregung zu: „Da sind sie. Wenn wir uns in Trab setzen, haben wir sie noch vor dem ersten Hause.“

Cécile sah ihn bei diesen Worten verwundert an, aber mit einer Verwunderung, in die sich etwas von Empfindlichkeit mischte. Das war doch naiver als naiv. Er genoß des Vorzugs ihrer Gesellschaft und schien doch hocherfreut über die Möglichkeit, im nächsten Augenblicke wieder in Nähe des Emeritus oder gar an der Seite des Privatgelehrten sein zu können. Alle Verwunderung und Empfindlichkeit aber verlor sich rasch in dem Komischen der Situation und sich aufrichtend im Sattel sagte sie mit beinahe übermüthiger Betonung: „Eh bien, eilen wir uns, Herr von Gordon. Vite vite. Man soll die Gelegenheit beim Schopfe fassen.“

Und im Trab, während der Junge sich in den Steigbügel hing, ging es bergab.

Eine Minute noch, und man mußte die Voraufmarschirenden eingeholt und das Dorf selbst erreicht haben.

Vierzehntes Kapitel.

Aber es war doch anders bestimmt, denn unmittelbar vor dem Dorfeingange wurde Cécile, die dem Flusse zunächst ritt, einer im Grase sitzenden Dame, der Malerin, gewahr.

Wirklich, es war Fräulein Rosa, mitten in der Arbeit vor einer Staffelei, die sie sich aus drei Bohnenstangen mit eingeschlagenen Holznägeln zurecht gezimmert hatte. Die Freude der Künstlerin gab sich, wie die der beiden Aufkömmlinge, ganz ungefucht, und den Pinsel in's Gras werfend, aber die Palette immer noch auf dem linken Daumen, sprang sie von ihrem Malerstuhl auf und reichte Cécile die frei gewordene Rechte.

„Willkommen in Altenbrak . . . Ach, nun entsinn' ich mich . . . Die drei Herren, vor einer Minute . . . Richtig, das war ja der Herr Oberst und der freundliche alte Emeritus. Und der Dritte . . . Ja, wer war der Dritte?“

„Der Herr Privatgelehrte.“

„Nun, der hätte seine Langweil und sich selbst in Hotel Behnpfund belassen können. Aber welche

Freude, Sie wieder zu sehen, meine gnädigste Frau. Und Sie, Herr von Gordon. Ach, es war mir zu viel Staub in Thale, zu viel Staub und zu viel Sonntagsgäste. Herrentanzplatz und Hoftrappe sind nur wie Tempelhof und Tivoli, Bier und wieder Bier. Aber hier ist Natur, und die weiß- und braungefleckte Kuh da . . . Sehen Sie doch nur, meine gnädigste Frau, wie das liebe Vieh dasteht und sich nicht rührt. Ein wahres Mustermode. Ich möchte schwören, es habe Gemüth und freue sich mit mir, daß Sie da sind.“

Cécile, als die Malerin endlich schwieg, that auch ihrerseits ein paar Fragen und versuchte bei der Gelegenheit einen Blick auf die Skizze zu werfen, aber Rosa wollte davon nichts wissen, und fuhr fort: „Nein, meine gnädigste Frau, nur nicht gleich wieder Kunst und Kunstgespräche. Was Sie hergeführt hat, hat einen andern Zweck und Namen. Und ich brauche kaum danach zu fragen. Natürlich, der Präceptor, der alte Murrkopf, der Mann mit der sonoren Bassstimme, Selbstherrscher aller Altenbraker und dabei Landesautorität in Sachen der Schmerle. Täglich bin ich an seinem Tisch (er hält nämlich eine Pension) und dann setzt er sich zu mir und sagt mir Liebenswürdigkeiten und will mich sogar adoptiren. Aber ich hab' ihm gesagt, er müsse mich heirathen, anders thät' ich's nicht, ich wolle Schloßfrau werden auf Burg Rodenstein oder kurzweg die Rodensteinerin und den ganzen Tag über mit dem Schlüsselbund rasseln.“

„Und Sie wohnen in seiner Pension?“

„Nein, ich ziehe diese Seite des Dorfes vor. Ich wohne hier . . . das dritte Haus da, gleich hinter dem Stafet.“

Und sie wies auf ein reizendes, am Dorfeingange gelegenes Häuschen, in dessen Vorgarten ein paar Stachelbeersträucher standen und Mohn und Borré bunt durch einander blühten. In dem Stafet aber trockneten Rege, während eine Sichel an der alten Linde hing.

„Veneidenswerth,“ sagte Gordon. „Manchem glückt es, überall ein Idyll zu finden; und wenn er's nicht findet, so schafft er's sich. Ich glaube, Sie gehören zu diesen Glücklichen.“

„Ich glaub' es beinahe selbst, muß aber jedes persönliche Verdienst in der Sache von mir abweisen. Der Himmel legt einem nicht mehr auf, als man tragen kann. Und ich habe durchaus keine Schultern für das Tragische.“

Cécile schien von diesem scherzhaft hingeworfenen Worte mehr berührt, als sich erwarten ließ. Jedemfalls brach sie rasch ab und sagte: „Das ist ein großes Thema. Und wenn Herr von Gordon und Fräulein Rosa erst in's Philosophiren kommen . . .“

„Dann giebt es kein Ende.“

Cécile nickte zustimmend und unter einem herzlichen »au revoir« warf sie das Thier herum und lenkte, von Gordon gefolgt, auf den breiten Fahrweg ein, in dessen Schatten der Junge zurückgeblieben war.

„Haben wir noch weit bis zum Präceptor?“

„Noch eine Viertelstunde.“

„Gut denn.“

Und man setzte sich wieder in Trab.

Wirklich, es war noch eine Viertelstunde, denn das Haus, das der Alte bewohnte, lag an der entgegengesetzten Seite von Altenbrak. Aber so lang der Weg war und so ruhebedürftig Cécile sich fühlte, dennoch sprach sie kein Wort von Ermüdung, weil das Bild, das die Dorfstraße gewährte, sie beständig interessirte. Links hin lagen die Häuser und Hütten in der malerischen Einfassung ihrer Gärten, während nach rechts hin, am jenseitigen Ufer der Bode, der Hochwald anstieg, auf dessen Lichtungen das Vieh weidete. Das Geläut der Glocken tönte herüber und dazwischen klang das Rauschen des über Kieselgeröll hinschäumenden Flusses.

So ging es das Dorf entlang, an Stegen und Brücken vorbei, bis endlich da, wo die Schlucht sich wieder weitete, der Eseljunge nach einem in Mittelhöhe des Felsens eingebauten Häusercomplex hinaufwies, daran in Riesenbuchstaben auf weißem Schilde stand: »Gasthaus zum Rodensteiner«.

„Hier wohnt der Präceptor.“

Und so hielt man denn.

Und während der Junge die Esel in einem unteren Stallraum unterbrachte, stiegen Gordon und Cécile die Stufen hinan, die zu dem »Rodensteiner« hinaufführten.

Auf der obersten Stufe stand bereits St. Arnaud und empfing die Spätlinge mit vieler Freundlichkeit, aber doch zugleich auch mit einem Anflug von Spott. »Die Herrschaften,« hob er an, scheinen auf einen Wettlauf mit dem braunschweigischen Roß, beziehungsweise dem askanischen Bären verzichtet zu haben. Zu meinem lebhaften Bedauern. Im Uebrigen hab' ich aus der mir auferlegten Entbehrung das Beste zu machen gesucht, weshalb ich in diesem Augenblicke nicht nur Albrecht den Bären, sondern auch den Markgrafen Waldemar so genau kenne, daß ich keinem Müllergesellen, und wenn es Jakob Rehbock in Person wäre, rathen möchte, mich hinter's Licht führen zu wollen. Freilich, ob Herrn von Gordon an einer dergleichen Wissenszufuhr in gleicher Weise gelegen gewesen wäre, muß dahin gestellt bleiben, — hinsichtlich meiner theuren Cécile verbürg' ich mich für das Gegentheil. Und nun an die Gewehre! Zehn Minuten haben ausgereicht, mich mit dem Rodensteiner

bekannt zu machen und ich dürfte danach, Sie Beide dem trefflichen Alten vorzustellen. Unser Freund Eginhard ist zwar eben über ihn her und hat, wenn ich recht gehört habe, vor fünf Minuten den ganzen Markgrafen Otto mit dem Pfeil auf die Sehne seiner Beredsamkeit gelegt. Aber ich hoffe, der Pfeil fliegt schon. Und so denn schnell, eh' er zum zweiten Male spannt.“

Unter diesem Geplauder überschritten alle Drei die Schwelle des Gasthauses und traten, nach Passirung einiger winkliger und ziemlich verräucherter Stuben, auf einen halb veranda- halb balkonartigen Vorbau hinaus, dessen weitvorspringendes Schutzbaldach in Front auf drei Holzpfählern ruhte. Nach der Rückseite hin aber lag dasselbe Schutzbaldach auf einer indigoblauen Wand, an der entlang ein großer, immer mit Essig und Del und leider auch mit Nothriechbüchsen besetzter Esstisch stand. In Mitte desselben erblickte man Eginhard und den Emeritus in allerlebhaftem Gespräche mit einem Dritten, welcher Dritte Niemand anders als der Schlossherr aller dieser Dominien sein konnte: der Präceptor Rodenstein. Und so war es denn auch.

„Erlauben Sie mir, mein hochverehrter Herr Präceptor,“ Ihnen meine Frau vorzustellen. Und hier Herrn von Gordon. Die Tagesaufgabe Beider war augenscheinlich, das Unausreichende cavalleristischer Leistungsfähigkeit auf's Neue zu beweisen und die Superiorität der alten Garde zu Fuß.“

Der Präceptor hatte sich von seinem Stuhl erhoben und hieß Cécile willkommen. Eine zweite Verbeugung galt Gordon. Er stützte sich, all' die Zeit über, auf ein Weichselrohr mit Eisenbeingriff und gab, als er sich gleich danach wieder an den Esstisch lehnte (das Stehen wurd' ihm schwer), eine bequeme Gelegenheit, ihn in seiner ganzen Erscheinung zu mustern. Er konnte füglich als der Typus eines knorrigten Niedersachsens, eines in Eichenholz geschnitzten Westphalen gelten und vernahm denn auch nichts lieber, als »daß er einen Waldeck-Kopf habe.« Wirklich ließ sich von einer solchen Aehnlichkeit sprechen. Ein Fall, den er vor Jahr und Tag gethan, machte, daß er seitdem eines Stockes bedurfte, sonst aber war er verhältnismäßig jung geblieben und glich, in der Fülle seines krausen Haares, darin sich nur wenig Grau mischte, mehr einem Fünziger als einem hohen Siebziger, der er doch war. Sein Bestes aber war sein Organ und man begriff völlig, daß er mit dieser seiner Stimme 40 Jahre lang die Altenbraker zusammengehalten und ihnen durch Epistel- und Bibelvorlesung von der Kanzel her, den Prediger ersetzt hatte.

Cécile fühlte sich sofort angezogen durch seine Persönlichkeit und sprach ihm unbefangen und lebenswürdig aus, wie sehr sie sich freue, seine Bekanntschaft zu machen. Der Herr Emeritus, in

dem er einen warmen Verehrer habe, habe sehr viel Schönes von ihm erzählt, von ihm, von Altenbrak und von den Schmerlen, und sie sehe wohl, daß er nicht zuviel gesagt habe. Denn Altenbrak sei reizend und was die Schmerlen angehe . . .“

So würden diese (unterbrach hier der Präceptor) hinter ihrer Reputation nicht zurückbleiben und die gnädige Frau gewiß zufrieden stellen. Die gnädige Frau möge nur bestimmen, um welche Stunde sie das Diner zu nehmen wünsche. Das Küchendepartement sei natürlich Sache seiner Frau, wenn er sich aber trogaledem mit einem Vorschlag einmischen dürfe, so möcht' er empfehlen: erst die Schmerlen und dann einen Rehriden aus dem Altenbraker Forst. Denn die Schmerlen allein thäten es nicht und gehörten zu den Gerichten, an denen man sich hungrig aße.

Cécile war einverstanden, und nachdem man noch die Frau Präceptorin und deren Tochter, eine junge Förstersfrau, zu Rathe gezogen, wurde festgestellt, daß um 5 Uhr gegessen werden solle. Natürlich auf der Veranda. Die noch dazwischen liegenden zwei Stunden aber solle Jeder zu freier Verfügung haben, entweder zu Promenaden an der Bode hin, oder aber zu Ruhe und Schlaf.

* * *

Ja, Ruhe, danach verlangte Cécile, die sich denn auch unverweilt in eine nach einem Gärtchen hinausgelegene Hinterstube zurückzog, wo die Fenster aufstanden und die kleinen gelben Gardinen im Luftzuge wehten. In Nähe des einen Fensters stand ein bequemes Ledersopha, darauf die total Erschöpfte sich streckte, während die junge, nur zu Besuch und Aushilfe bei den Eltern anwesende Förstersfrau, sie mit einem leichten Sommermantel zudeckte.

„Soll ich die Fenster schließen, gnädige Frau?“

„Nein. Es ist gut so, wie's ist. Eine so schöne Luft und doch kein Zug. Aber wenn Sie mir eine Freude machen wollen, so nehmen Sie sich einen Stuhl und setzen sich zu mir. Ich kann doch nicht schlafen und habe nur das Bedürfnis mich zu ruhen.“

„Ach, das kenn' ich.“

„Sie? Wie das? Sie sind noch so jung und sehen so blühend aus, und Ihre Augen lachen so frisch und glücklich. Sie haben gewiß einen guten Mann. Nicht wahr?“

„Ja, den hab' ich.“

„Und Kinder?“

„Auch die. Und die sind mein besondres Glück. Aber in drei Jahren drei, das ist doch viel, und wenn das zweite geboren wird, eh' das erste noch

laufen kann, und wenn dann Krankheit kommt und man den Tag über am Herd und in der Nacht an der Wiege steht und alle Lieder durchsingt und das Kleine doch nicht schlafen will und einem dann die Augen zufallen und man sie mit aller Gewalt wieder aufreißen muß, — ach, meine gnädigste Frau, wenn solche Tage kommen, da lernt man doch erkennen, was Ruhe heißt und das Bedürfnis danach. Und da hilft keine Jugend und keine Gesundheit. Und bei all meinem Glück hab' ich oft bitterlich geweint.“

In diesem Augenblick hörte man von draußen eine Kinderstimme.

„Da ruft eines?“

„Nein, meine gnädigste Frau, meine Kinder sind nicht hier. Die sind im Wald draußen, bei'm Vater, und die älteste, die jetzt sieben ist, das heißt sie wird acht zu Michaeli, die muß schon die kleine Mutter sein und die beiden andern in Ordnung halten. Denn die Magd hat in der Küche zu thun und mit dem Vieh im Stalle. Da muß denn eben alles mit anfassen. Und die gnädige Frau sollten das Kind sehen, wie sie sich in Respekt zu setzen weiß, ja, sie gehorchen ihr besser als mir, denn die Kinder untereinander besinnen sich nicht lang, ob ein Klaps paßt oder nicht. Und mein Mann sagt oft: „Sieh, Frau, die Trude versteht es besser als Du; so mußt Du's machen. Du bist zu gut.“

„Und das trifft auch wohl zu?“

„Nun, böß' bin ich grade nicht. Aber wer will sagen, daß er zu gut sei? Wenn man so gut ist, wie man nur irgend sein kann, ist man noch immer nicht gut genug. Am wenigsten gegen die Armen. Ach, meine gnädigste Frau, das lernt man im Wald. Wenn man die Noth der Menschen sehen will, dann muß man im Walde leben und das arme Volk sehen, das sich ein bißchen Reiskorn zusammen sucht, und immer noch in Angst ist, daß sie was mitnehmen, was sie nicht mitnehmen dürfen. Aber ich habe meinem Mann auch gesagt: „Thu' was Du mußt; aber wenn's sein kann, drück' ein Aug' zu, denn die Noth ist groß.“ Und wer den Armen ein Leid thut, oder strenger ist als nöthig, der ist wie der Reiche, der nicht in's Himmelreich kommt.“

Cécile nahm die Hände der jungen Frau. „Ihr lieber Mann wird wohl so sein, wie Sie selber sind. Mir ist nicht bang' um ihn. Aber wenn er auch anders wäre, Sie werden ihn schon befehren und für seine Seele sorgen, und er wird das Himmelreich haben, wie Sie selbst, dessen bin ich sicher. In einer guten Ehe muß sich alles ausgleichen und balanciren, und der eine hilft dem andern heraus.“

„Oder reißt ihn auch mit hinein,“ lachte die junge Frau.

„Vielleicht, vielleicht . . . Aber ich denke, die Gnade rechnet mehr unsere Gutthat an als unsere Schuld.“

* * *

Cécile wollte nur ruhn, aber zuletzt war sie doch eingelaubert worden; ein paar Pfauentauben flogen auf's Fenstersims und die junge Frau Försterin verließ leise das Zimmer, um auf die Veranda, wo nur noch St. Arnaud und der Präceptor verblieben waren, zurückzukehren und hier Mittheilung zu machen, daß die gnädige Frau schlafe.

„Das ist gut,“ sagte St. Arnaud, „ich sah, daß sie der Ruhe bedurfte. Nun aber, mein Herr Präceptor, müssen Sie mich mit Ihrem ganzen Gewese bekannt machen. Ich find' es nur in der Ordnung, daß man im Publikum überall von Ihrem »Schloß Rodenstein« spricht, denn wirklich, Ihr Gasthaus hängt wie eine Burg am Felsen. Ist es Granit?“

„Porphyr, Herr Oberst.“

„Desto besser, oder wenigstens um eine Stufe vornehmer. Aber vornehmer oder nicht, ich muß das alles sehen, immer vorausgesetzt, daß Ihnen Ihr Fuß ein Umhersteigen gestattet.“

„O gewiß, mein Herr Oberst, wenn Sie nur Geduld mit einem alten Invaliden haben wollen, der ein etwas langsames Tempo hat und immer nur einen Schritt macht, wenn andre drei machen.“

„Ganz nach Ihrer Bequemlichkeit. Ich werde Sie doch nicht um etwas bitten und Ihnen zum Dank für die Gewähr auch noch das Tempo vorschreiben wollen. Das wäre doch ein gut Theil zu viel. Aber nun sagen Sie mir zuvörderst, was bedeutet das Tempelchen, das ich da sehe? Hier, gleich links, auf der obersten Spitze?“

„Das ist mein Schmuckstück, mein Belvedere, wohin ich Sie gerade führen möchte. Da tritt der Porphyr am reinsten heraus, und Altenbrak liegt uns zu Füßen. Erlauben der Herr Oberst daß ich die Tete nehme.“

Bei diesen Worten erhob er sich und schritt, sich auf sein Weichselrohr stützend, auf einen in den Fels gehauenen Zickzackweg zu, der nach dem Aus-

sichtstempelchen hinaufführte. St. Arnaud folgte, schwieg indeß, weil er wahrzunehmen glaubte, daß dem alten Herrn nicht bloß das Steigen, sondern auch das Athmen schwer wurde.

Nun aber war man oben und sah in die Landschaft hinaus. Was in der Ferne dämmerte, war mehr oder weniger interesselos, desto freundlicher aber wirkte das ihnen unmittelbar zu Füßen liegende Bild: erst das Gasthaus, das mit seinem Dächergewirr wirklich an eine mittelalterliche »Burg Rodenstein« erinnerte, dann weiter unten der Fluß, über den links abwärts ein schlanker Brückensteg, rechts aufwärts aber eine alte Steinbrücke führte.

„Veneidenswerther, Sie,“ sagte der Oberst. „König Polykrates auf seines Daches Zinnen. Und sagen hoffentlich mit ihm: »Gefstehe, daß ich glücklich bin.« Ist es nicht so?“

Der Präceptor wiegte den Kopf hin und her und schwieg, bis er nach einer kleinen Weile sagte: „Nun ja, mein Herr Oberst.“

„Nun ja! Was heißt das? Warum nicht bloß ja? Was fehlt? Ein Mann wie Sie, Liebling fünf Meilen in der Runde, gehalten von der Gemeinde, geschätzt von der Behörde, — wie wenige dürfen sich dessen rühmen! Und wenn dann das Jubiläum kommt . . .“

„Es kommt nicht.“

„Warum nicht?“

„Weil ich den Dienst quittirt habe.“

„Wie das? Aber freilich . . . Pardon . . . ich entsinne mich; Ihr Freund und Verehrer, der Herr Emeritus hat uns schon in Thale davon erzählt und auch den Grund genannt, der Sie bestimmte. Gewissens-Bedenken, um nicht zu sagen Gewissensbisse.“

Der Alte lächelte. „Nun ja, Gewissensbisse, das auch. Aber das alles, offen gestanden, blieb doch bloß die kleinere Hälfte. Die Hauptsache war, ich wollte dem Ehrentag entgehen, demselben Ehrentag, dessen der Herr Oberst eben erwähnte.“

„Dem Jubiläum? aber weshalb?“

(Fortsetzung folgt.)



Stern.

S, färbt euch wieder, bleiche Wangen!
Die Welt erwacht aus Schlaf und Traum,
Es grünt am Bach mit frischem Prangen,
Es schmückt sich freundlich Strauch und Baum;
Und durch die Lüfte klingt ein Locken
Von hellen, frohen Osterglocken,
Sie singen laut: Hallelujah!
Der Auferstehung Fest ist da!

Wenn Krankheitsfesseln Dich umschlangen
In endlos langer, harter Haft,
Der Lenz, vor dem die Knospen sprangen,
Giebt selbst dem Würmchen neue Kraft;
Auch Dir verheißt er: Sollst genesen
Und froh sein, wie Du einst gewesen!
Sei gutes Muths: Hallelujah!
Der Auferstehung Fest ist da!

Quält Sorge Dich und böses Bangen,
Du armes Herz in zager Brust,
Vergiß! — Der Winter ist vergangen,
Dein Ostern kommt mit Lenz und Lust;
Es steht die sonnige Welt Dir offen,
Du brauchst auf's Neue nur zu hoffen,
O, jauchze mit: Hallelujah!
Der Auferstehung Fest ist da!

Es lebt ein liebendes Aufstehen
Durch's Osterfest, das, stets erneut,
Dem Frühling giebt sein Blütenprangen,
Dem kranken Herzen Trost und Freud'.
Und fühlst Du dieser Liebe Regen
Als Deinen reichsten Ostersegen,
Dann bete froh: Hallelujah!
Der Auferstehung Fest ist da!

Anton Dorn.

Aus dem Sudan.

Briefe aus der Zeit der Gordon'schen Verwaltung unter Ismail Pascha

mitgetheilt von

A. G. von Suttner.

(Schluß.)

[Alle Rechte vorbehalten.]

Chartum, 10. April 1878. Während meiner Abwesenheit sind mehrere Briefe von Dr. Emin Effendi aus der Aequatorialzone eingelaufen, aus welchen ich der Neuheit wegen einige Abschnitte unten anführe. Der Besuch Dr. Emin's bei Kabrega, sein Urtheil über denselben, und die Absendung einer Gesandtschaft Kabregas nach Chartum werden die bisher wenig vortheilhafte öffentliche Meinung über diesen Regerrürsten günstiger stimmen. Die Gesandtschaft, aus dem Prinzen Kasabe, dem Dragoman Mäige und einem Gefolge von 14 Personen bestehend, hat sich über einen Monat hier aufgehalten und wurde allenthalben ehrenvoll empfangen und reichlich beschenkt.

Ich habe mich mit dem Prinzen Kasabe wiederholt unterhalten, wobei der Gang nach Habucht dieser Klasse ebenso wie bei den Abyssiniern und den übrigen Negervölkern auffallend hervortrat, denn der Prinz gab durch unzweideutige Anzeichen und Aeußerungen zu erkennen, daß er Alles, was ihm in die Augen fiel: Sacktücher, Cigarren, Tabakdosen, ebenfalls besitzen und benützen möchte. Diese Gesandten haben zweifelsohne einen guten Eindruck von hier in ihre Heimat mitgenommen, was zur Gestaltung eines freundschaftlichen Verhältnisses Kabregas mit der ägyptischen Oberhoheit wesentlich beitragen wird. Dies eine nicht zu unterschätzende Er rungenschaft meines ehrenwerthen Freundes Dr. Emin Effendi, von dessen Glück und Geschick noch weitere politische und wissenschaftliche Erfolge zu erwarten sind. Dr. Emin schreibt:

„Mparo Njamöga, 24. September 1877. So ausgedehnt Ihre afrikanischen Kenntnisse immer sind, der Name des Ortes, in welchem dieser Brief geschrieben, dürfte jedenfalls eine Neuigkeit für Sie sein. Ich beeile mich demnach, Ihnen zu sagen, daß ich die Freude habe, Ihnen aus Kabregas Hauptstadt zu schreiben.“^{*)}

Sie wissen, daß das Gouvernement seit Bakers unglücklicher Massindi-Campagne stets in Kabrega

einen erbitterten Feind gehabt, und daß es seit langer Zeit wünschenswerth war, ein besseres Einvernehmen herzustellen. So beehrte mich denn Se. Excellenz der Generalgouverneur des Sudan, Gordon Pascha, mit der Mission, gelegentlich meiner projectirten Reise nach Uganda und Karagua auch mein Möglichstes zu thun, um Kabrega zu sehen, oder mit ihm in's Einvernehmen zu kommen. Ich ließ deshalb während meiner Reise von Wagungo nach Mruli durch Vermittelung Eingeborener, denen ich von früher bekannt, Kabrega wissen, daß ich nicht abgeneigt sei, zu ihm zu kommen, falls er es wünsche, und bat zugleich um Nachricht und Antwort nach Mruli. Etwa 14 Tage nach meiner Ankunft in letzterem Orte erschienen denn auch ein Matöngali (Unterchef eines Districtes) und ein arabisch sprechender Eingeborener als Dragoman, mit etwa 30 Leuten als Träger, um mich abzuholen. Sie überbrachten mir zwei Lasten weißen Salzes, in Bananenbast eingewickelt, als Geschenk. Am nächsten Morgen waren meine Reisevorbereitungen zu Ende; Waffen, Gewehre u. wurden in Mruli zurückgelassen, ein Revolver und die nöthigen Geschenke mitgenommen, und begleitet von meinen Dienern, zwei Knaben und einem Soldaten, ging es vorwärts. Die Distanz zwischen Mruli und Kabregas jetzigem Sitze ist durchaus nicht groß, wird aber durch zweckloses Hin- und Hermarschiren im hohen Grase — um dem Reisenden einen Begriff von der Größe des Landes und seines Herrschers zu geben — und durch ebenso unmotivirte Anhalte, sowie Raftage mehr als verdoppelt. Da alle Dörfer seitab vom Wege liegen und nur, wo sie nicht umgangen werden können, von Reisenden betreten werden, so macht das Land einen ziemlich ärmlichen Eindruck, obgleich die landschaftliche Scenerie in ihrem Wechsel von Bergen und Thälern wohl anziehend genug ist.

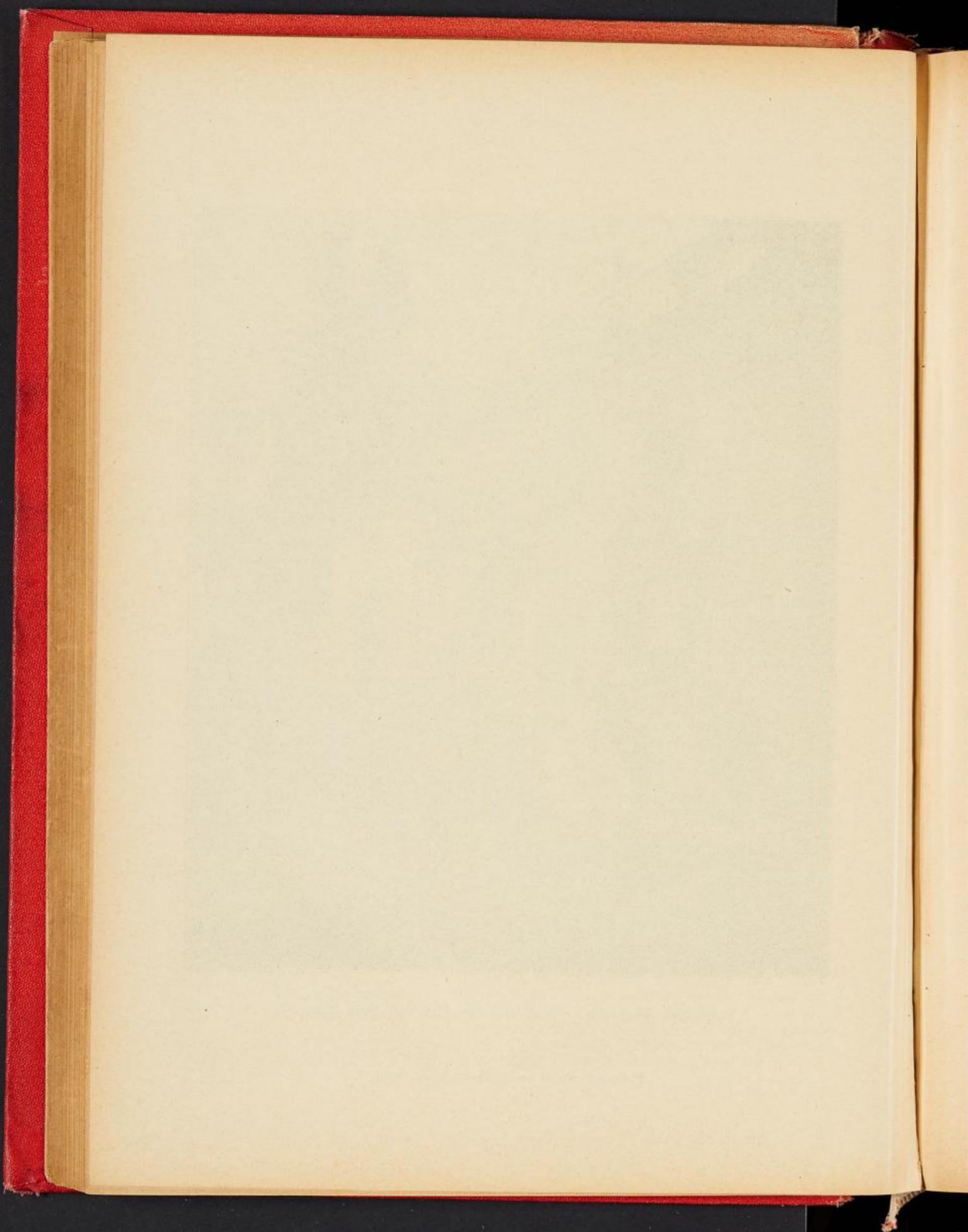
So gelangten wir denn langsam zum Ziel und erreichten den Herrscherstiz — ein weitläufiges Dorf, lang auf den Hügeln hingestreckt, — müde und matt. Sie kennen ja die Reize stundenlanger Märsche durch riesenhohle Schilf- und Dornentwälder, durch Papyrus-Sümpfe und Gras-Oceane!

^{*)} Die Gesandten nennen „Mparo“ den Berg und „Bogäja“ die Residenz Kabregas. (Anmerk. Hansals.)



Lateinische Studenten. Nach dem Gemälde von Luis Jimenez.

Photographic-Verlag von E. Lecadre & Cie., Paris.



Schon am nächsten Tage wurde ich von Kabrega empfangen und seitdem habe ich ihn mehrere Male gesehen. Er ist ein schönes, hellfarbiges Individuum von deutlich ausgesprochener Wahama-Abstammung, und macht durch eine heitere, ungezwungene Conversation mit seiner Umgebung einen zunächst guten Eindruck. Ueber sein Wesen will ich mich noch jeden Urtheils enthalten; man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. —

Leute von Kuanda und solche von Karagua habe ich hier angetroffen und manche Informationen von ihnen erhalten. Interessant wäre die Erforschung der Straße, welche von hier aus direct und unter Umgehung von Uganda nach Karagua führt. Ich gedenke mich noch einige Tage hier aufzuhalten und dann entweder den Rückweg nach Mruli anzutreten, um von dort aus nach Uganda zu gehen, oder, falls ich hier etwas arrangiren kann, die gebotenen günstigen Verhältnisse auszunützen. Hängt ja doch in Afrika Alles vom Augenblick und den jeweiligen Dispositionen der Regier ab! —

Vorläufig hoffe ich, daß die Zwistigkeiten hier endlich zum Austrage gebracht und das Gouvernement endlich der Plackereien ledig wird. Große epochemachende Forschungsreisen sind nicht Jedermanns Sache; unereins kann zufrieden sein, einzelne Bausteine zum Ganzen zu liefern. — Uebrigens sind die im letzten Jahre unter Gordon Paschas Auspicien in's Leben getretenen Reisen wohl aller Anerkennung werth: Dr. Junker arbeitet in Makraka, Kahl und Ghaba-Schambé; Mohamed Effendi Mahir hat eine schöne Karte von Lado, Makraka &c. heimgebracht; Colonel Majon den Mvutan-Nzige völlig aufgenommen und alle Positionen von Lado bis Magungo astronomisch bestimmt, . . . das Alles in wenigen Monaten! —

So wie ich nach Mruli zurückkehre, werde ich mir erlauben, Ausführlicheres zu schreiben; es lag mir vor der Hand nur daran, Ihnen durch diese zwei Zeilen zu beweisen, wie hoch ich das mir von Ihnen stets bewiesene Interesse schätze, — wie ich nie vergessen werde, wie viel ich Ihren freundlichen Informationen, Ihren belehrenden Unterhaltungen, Ihren erprobten Rathschlägen verdanke.“ — — —

„Mruli, 1. November 1877. — Gestern bin ich also glücklich wieder in Mruli eingetroffen und kann nun bei einer guten Cigarette der überstandenen Mühen lachen und mich für einige Tage ausruhen. Ich habe länger als einen Monat bei Kabrega zugebracht und mich dabei recht wohl befunden, — viele und lange Unterhaltungen mit ihm und seinen Leuten gehabt und kann mich absolut über nichts beklagen. — Eine Menge werthvoller Notizen über Land und Leute, Thiere und Pflanzen, Sitten und Gebräuche, Waffen und Geräthe habe ich gesammelt, ein kleines Vocabular angelegt, eine

II. 2.

Kartenskizze mitgebracht und, falls es meine Zeit erlaubt, will ich mich an eine monographische Skizze des Landes machen, das ich nach nun zweijährigem Aufenthalte doch wohl kennen gelernt.

Dann würde eine andere ähnliche Skizze über Uganda folgen, wohin ich nach etwa 4—5 Tagen von hier abgehe. Das wäre wohl Alles, was ich vorläufig zu berichten wüßte. Hoffentlich ist der Pascha mit diesem Anfange meiner Reise in ein Land, das seit Bakers verunglückter Expedition von keinem unserer Leute mehr betreten wurde, zu einem Herrscher, der allgemein als blutdürstiger, treulofer Räuber galt, wohl zufrieden. Kabrega ist heute durchaus nicht der Trunkenbold, als den ihn Baker beschrieben; dazumal mag Vieles anders gewesen sein, wenigstens giebt meine vorurtheilsfreie Beobachtung viele von Baker abweichende Resultate.

Petermann sandte mir durch Marnos freundliche Vermittelung Chippendale und Watsons Mitnahme. In der begleitenden Brochüre finde ich den Namen unserer Station „Nasr“ (am Sobat) erklärt durch: »locus ubi torrentes conflunt«, während die Station nicht am Zusammenfluß der Ströme gelegen, sondern einfach nach ihrem Vorsteher Nasr Mohamed benannt ist.

2. November. Soeben sind meine Träger aus Uganda eingetroffen, und nach zweitägigem Raste soll es fortgehen, nach Süden! Jedenfalls will ich der Erste sein, der, von Norden kommend, den Aequator passirt.

„Mruli, 5. November 1877. Erlauben Sie mir, Ihnen mit diesen Zeilen meinen Reisegefährten Halil Effendi Terzi vorzustellen, welcher nach Chartum geht, um S. E. den Pascha um Instruction für mich zu bitten, eine Gesandtschaft Kabregas dort einzuführen, und Vorräthe für mich einzukaufen. Da meine Reise sich, allem Vernehmen nach, viel weiter ausdehnen wird, als ich gedacht, so muß ich natürlich viele Geschenke einkaufen.“

Vor Schluß erhalte ich einen weiteren Brief von Dr. Emin Effendi aus Nubaga, der Residenz Mtesis vom 3. Januar, den ich zur gefälligen Einsicht beifüge.

Hanjal.“

„Nubaga (Uganda), 3. Januar 1878. Zuwörderst profit Neujahr aus Uganda, wohl der fernste Ort, aus dem Ihnen noch Wünsche für Ihr Wohlergehen zugesandt wurden! Da saßen wir nun bei Bananen und Ziegenfleisch und dächten der Bourdeauxflaschen Chartums und dächten der ferneren Freunde, von denen keiner zwei Zeilen schreibt. Na, ich will glühende Kohlen auf ihre Häupter sammeln, und nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. Ich habe eine recht angenehme Reise gehabt; 20 Tage lang, jeden Tag stundenlang bis an den Hals im Wasser und Schlamm waten, ist eben ein Privilegium für uns Afrikanarren, aber besser werden

15

wir doch nicht. Na es ist vorüber und mein Reisejournal um einige Seiten reicher: drei verschiedene Routen habe ich jetzt in Uganda gemacht, und ich darf mit Stolz sagen, für das Gebiet südlich von 2 Grad N. B. bin ich wohl der kompetenteste Kenner. Ich bin von Mtesfi freundlich aufgenommen worden, und denke nun für einige Zeit hier zu studiren und zu sammeln, bis sich Gelegenheit zur Weiterreise bietet. Meine Sammlungen mehren sich stündlich und ich glaube der Rheidive hat nie eine ähnliche ethnologische Sammlung zusammengebracht. Auch meine zoologischen Privatsammlungen, Spinnen, Landconchylien, Sämereien schreiten fleißig fort, und wer sie bekommt, kann schon zufrieden sein. In diesen Tagen geht es hoffentlich nach dem Victoria-See, wo ich ein paar Tage schießen und sammeln will. Komme ich zurück, so will ich meine Weiterreise nach Karagua und Ruhanda betreiben. Ich sende mein Reisejournal nebst Karte von Mruli nach hier zur Veröffentlichung an Dr. Petermann und bitte Sie ganz ergebenst, ihm dasselbe in möglichst sicherer Weise, vielleicht im Consulatswege zukommen zu lassen. Es wäre Schade, gingen die ganzen hygrometrischen Beobachtungen verloren, da ich die Originale gesandt und keine Copie besitze. Morgen früh geht's nach dem Süden des Victoria-Sees. Hurrah!"

Es gehört schon ein gutes Stück Muth und Selbstentsagung dazu, um auf dem in jeder Beziehung armseligen Posten eines österreichischen Viceconsuls ein Viertel Menschenleben hindurch auszufarren; wenn aber dieser Posten Chartum heißt, — wenn man in Erwägung zieht, daß es einer dreißigtägigen Reise bedarf, um von diesem Wüsteneyl nach einem halbwegs civilisirten Ort, wie Kairo, zu gelangen, und daß man absolut darauf gefaßt sein muß, geistig und körperlich unter dieser halb- und ganzwilden Gesellschaft von Türken, Copten, Aegyptern, Syriern, Berberinern, Nubiern und Vollblutnegern zu verkommen, so verdient ein solcher Mann wohl mehr Bewunderung, als sein glücklicherer — und deshalb auch angesehenerer — Berufsgenosse, der Ministerresident, der, an irgend einem europäischen Hofe accreditirt und auch dotirt, der Wissenschaft so gut wie gar keine, — dem Staate oft nur sehr mittelmäßige Dienste leistet, und die verhältnismäßig leichte Pflicht hat, Dinge zu rapportiren, die gemeinlich nicht von universeller Wichtigkeit sind, — standesgemäß, — d. h. gut — zu leben und sich nichts zu versagen, damit das Ansehen des Landes, das er vertritt, in jeder Beziehung gewahrt werde!

Solche Gedanken kommen Einem unwillkürlich, wenn man zwischen den Individuen einer und derselben Gattung, oder Klasse, Parallelen zieht, . . . doch leider, — es ist schon einmal so auf der

Welt, daß noch so manches auf dem Kopfe steht! — Das Verhältniß zwischen Lohn und Leistung ist ein noch immer nicht richtig gelöstes Problem, — denn wie käme es sonst, daß der Bahnwächter und der Lokomotivführer, von deren Achtsamkeit das Leben und Wohlsein Tausender abhängen, am Hungertuche nagen, während der Director der Compagnie von Austern und Champagner lebt? — Fern sei es von mir, daß ich hier etwa Revolution predigen und vorschlagen wollte, die Lohnverhältnisse umzukehren, . . . aber dem Einen etwas weniger, dem Anderen etwas mehr, das könnte wohl nicht schaden, und wäre wahrlich gerechter. — Im Verhältniß des Bahnwächters zum Director steht ungefähr der Viceconsul zum Gesandten und bevollmächtigten Minister, — und vielleicht ist der Kleinvertreter seines Staates sogar noch etwas schlimmer daran, als sein Leidensgenosse von der Eisenbahn, indem dieser wenigstens unter Menschen lebt und verkehrt, während jener, wenn ihn das Schicksal nach irgend einem einsamen Wüstenposten weht, so gut wie lebendig begraben, — für einen Theil seines Lebens, oder auch für immer verschollen ist. — Das war auch das Loos des armen Hanjal, der trotz seiner Dienste, die er in vielfacher Weise der Wissenschaft leistete, nur geringe Anerkennung derselben fand, — denn sonst wäre er wohl kaum Decennien hindurch in Chartum sitzen geblieben, um dort auf so traurige Art zu enden.

Die Stadt Chartum, der Mittelpunkt und Hauptplatz des Continentalhandels im ägyptischen Sudan, steht in vollkommen ebener Gegend auf einer durch den Zusammenfluß zweier schiffbarer Ströme*) gebildeten Insel. Die Gründung der Stadt fällt auf das Jahr 1823 zurück, in welchem die Türken nach der Eroberung des Sudan das dort stehende kleine Dorf in eine Stadt verwandelten. Der Ort gewann bald durch seine günstige Lage am Zusammenfluß zweier bedeutender Wasserstraßen an Bedeutung, da man hierher alles schaffte, was in den südöstlichen, südlichen und südwestlichen Provinzen erzeugt und gewonnen wurde, wie Gummi arabicum, Sinsim,**) Durrah,***) Baumwolle, Straußfedern, Wachs, Tamarinden und Elfenbein.

Der Hauptgewinn aber fiel bei dem Skavenhandel ab, der bis zur Ankunft Baker Paschas, die spezielle Einnahmsquelle des Sudan bildete.

Zugestanden nun, daß dieser Handel eine menschenunwürdige Sache ist, und von der Erde ganz verschwinden muß, so wollte man die Angelegenheit doch etwas gar zu schnell über das Knie brechen, ohne zu bedenken, daß zur augenblicklichen

*) Der Bahr el abiad (Weißer Fluß, weißer Nil) und der Bahr el asrat (Blauer Fluß, blauer Nil).

***) Sesamum orientale.

***) Sorghum.

Durchführung eines solchen Unternehmens eine weitaus größere Macht gehört, als Baker Pascha und seinem Nachfolger Gordon zur Verfügung stand.

Diese Hast liegt speciell im menschlichen Charakter, indem jeder Engländer, der in solche Länder kommt, wo er sich über deren Bewohner geistig und körperlich erhaben fühlt, meint, alles müsse nun nach seiner Idee biegen und brechen, englische Sitten annehmen, englisches Recht anerkennen, — kurz im Handumdrehen englisch werden. Während meines langjährigen Aufenthaltes im Kaukasus hatte ich wiederholt Gelegenheit, diese angelsächsische Ungeduld zu beobachten. Der gebildete Engländer unterscheidet sich darin nicht im mindesten vom ungebildeten; wenn die Eingeborenen aus leichtbegreiflichen Gründen nicht verstanden, was die Anderen zu ihnen in englischer Sprache sagten, so geriethen diese in unflätige Wuth, schimpften und schlugen darauf los, so daß der betroffene Mingrel oder Abchase zur Ueberzeugung kommen mußte, daß im Kopf des Fremden nicht alles in Ordnung sein könne.

Da befolgen die Russen ein ganz anderes System. Sie suchen vorerst sich dem Lande, den Sitten und Gebräuchen desselben zu adaptiren, um dann erst, wenn sie sich genaue Kenntniß von allem verschafft haben, die Eingeborenen ganz allmählich, — sozusagen unbewußt, — den russischen Ideen, Gebräuchen und Gesetzen zuzuführen. — Gordon spielte sich seiner Zeit in China auf den englischen Murat, indem er, nur mit einem Stöckchen bewaffnet, einher ging, und selbst mit diesem Stöckchen in der Hand an einzelnen Gefechten theilnahm, — desgleichen kann man aber auch beim nächstbesten russischen Soldaten finden, . . . oft braucht er nicht einmal die Werte, — er zieht ruhig und friedlich mit der Harmonika in's fremde Land hinaus und bald folgen hinter diesem modernen Mattenfänger von Hameln, die Eingeborenen in Schaaren nach.

Diese Politik, zu der eben eine gute Portion Geduld gehört, haben die Engländer nie nachzuahmen für gut befunden. — Gleich wie sie in Indien gebändigt, aber nicht civilisirt haben, glaubten sie, im Handumdrehen Afrika sich zu eigen machen zu können, ohne jedoch zu bedenken, daß sie mit dem auf weit höherer Stufe stehenden Indier viel leichteres Spiel hatten, als mit dem „dunklen Erdtheil,“ wo es keine geringe Arbeit wäre, den dort hausenden prähistorischen Menschen so ohne Weiteres Hunderttausende von Jahren überspringen zu machen. — Wenn man das so schnell erreichen wollte, könnte es nur mit Hülfe einer Armee geschehen, die das ganze Land und alle seine Schlupfwinkel durchstöbert, die Wilden in die Zwangsjacke steckt

und entweder nach dem Corporalsstok marschiren, oder sie überhaupt vom Erdboden verschwinden macht; nachdem jedoch an die Organisation eines ähnlichen Vernichtungszuges nicht zu denken ist, so bleibt nichts Anderes übrig, als die Sache mit Geduld betreiben und sich zufrieden geben, wenn man die Bevölkerung in einem Decennium um einen Millimeter vorwärts gebracht hat. — Die Civilisation ist eben kein Taschenspielerstückchen, das man in einer Minute ausführt, sondern eine unendlich langsame Perfektionirung, die nur allmählich und unmerklich gleich dem Stundenzeiger der Uhr vorrückt.

Was war der Erfolg der Mission Baker Paschas, die 26 Millionen gekostet hat? — Man verlachte den närrischen Fremden, sobald er dem Lande den Rücken gekehrt hatte, denn man fühlte sehr gut, daß er seiner Aufgabe nicht gewachsen war; diese halben Thiere haben den Instinkt der wirklichen Thiere; auch das Pferd merkt sogleich, ob es einen geübten Reiter oder einen Stümper auf dem Rücken hat!

Einen noch geringeren Erfolg hatte Gordon. Schon zur Zeit, als er in ägyptischen Diensten den Sudan verwaltete, erwies er sich als unfähig, die vorgelegte Aufgabe durchzuführen. Er besaß nicht den unerschütterlichen Charakter, den ein Mann besitzen muß, um in der Geschichte der Civilisation eine hervorragende Rolle zu spielen, — im Gegenheil, er war fortwährenden Schwankungen unterworfen, die nicht nur einem Beobachter wie Hanjal auffielen, sondern in weit größerem Maße seiner unmittelbaren Umgebung fühlbar werden mußten, — und wenn er in seiner ägyptischen Carrière Jemanden wirklich einen Dienst erwies, so war dieser Jemand nicht das Land, sondern einzig und allein die Person des Khedive, dessen Einnahmen durch Gordon's strenge Rechtllichkeit und Wachsamkeit bedeutend vermehrt wurden. — Als Reformator spielte er aber eine klägliche Rolle. Sein erstes Streben und Trachten war, dem Sklavenhandel einen Damm entgegenzusetzen, und das glaubte er zu erreichen, indem er die Sklaventransporte im Rothen Meer auffangen ließ; man war listig genug, sich von da an nach der entgegengesetzten Richtung zu dirigiren und die Sklaven an die Westküste zu bringen, wohin Gordon's Augen und Arme nicht reichten. Durch diese halbe Maßregel brachte es der Generalgouverneur nur dahin, daß der östliche Sudan verarmte und daß die Eingeborenen in Folge dessen dem Fremden und (unlogisch, wie alle rohen Menschen sind) allen Fremden Rache schworen. — Dabei waren die Sklaven, die nach dem Gesetz confiscirt und freigelassen wurden, um kein Haar besser daran, als wenn man sie in den Händen ihrer Räuber gelassen hätte, denn da die Regierung sich für eine weitere Versorgung derselben nicht verpflichtet glaubte, so ließ man sie laufen, was zur Folge hatte, daß ein Theil Hungers,

ein Theil an Krankheiten starb, und der Rest in den Nachbarprovinzen aufgefangen wurde, um als gute Beute nach der Westküste geschafft zu werden.

Man darf die Sklaverei im Orient nicht auf eine Stufe mit jener stellen, wie sie einmal in Amerika existirt hat. In jenem freien Lande, wo Alles nach Arbeit und Thätigkeit hastet, wo es gilt, den Kampf um's Dasein durchzufechten, wenn man nicht elend zu Grunde gehen will, war es natürlich, daß die Freigelassenen dem Beispiele folgten, das sie allenthalben vor Augen hatten, und daß somit die schwarze Rote viel schneller einer Selbstcivilisation entgegen ging, als man fogar zu hoffen berechtigt gewesen. — Aber im Orient, wo der träge Mohamedaner sich's zehnmal überlegt, ehe er die Finger rührt, wo noch ein strenger Kastengeist herrscht, demzufolge der Freigeborene das Privilegium hat, auf der faulen Haut zu liegen, da ist nicht das Feld, um so in aller Eile Wilde zu zähmen, insbesondere, da sie es speziell bei mohamedanischen Herren in der Regel sehr gut hatten. — Wie war es doch vor etwa dreißig Jahren noch in den Vorhallen des Orients, im Kaukasus, als auch dort der Menschenhandel auf der Tagesordnung stand und die Haupteinnahmequelle des Landes bildete? Da sehnte sich das junge Mädchen nach dem Zeitpunkte, wo es reif war, um vom eigenen Vater nach Stambul verkauft zu werden, weil es dann einem behaglichen Stilleben im Harem entgegenging, wo es keine andere Pflicht zu erfüllen hatte, als dem Gebieter zu gefallen, Confect zu essen, Cigaretten zu rauchen und dem *doles sar niente* zu leben. Die Russen konnten der Sache auch nicht mit einem Schlage ein Ende machen; es hieß Geduld haben, nach und nach europäische Sitten und Ideen einführen, und nur dort, wo alle Geduld scheiterte, entschloß man sich, energisch vorzugehen. Da aber handelte man auch in der That so, daß es biegen oder brechen hieß, und demzufolge entschlossen sich die Hauptrebelln, die Tscherkessen, an 300,000 Köpfe stark, die Heimat zu verlassen, um sich auf türkischem Boden anzusiedeln. — Heutzutage aber, nachdem die kaukasische Bevölkerung auch zum Theil europäisch zu denken und zu fühlen im Stande ist, würde sich's ein Familienoberhaupt wohl überlegen, seine Tochter nach Stambul zu verschachern, nachdem sie als Lehrerin oder Arbeiterin ihr gesichertes Auskommen im Heimatlande findet.

Als Gordon endlich sah, daß es auf sein Gebot „es werde Licht“ nicht Licht wurde, beging er den großen Fehler, zu widerrufen, und aus einem Verfolger der Sklaverei fast zu einem Protectors derselben zu werden. — Dieses öffentliche Bekennen, daß er sich geirrt, war vielleicht sehr ehrlich, sicher aber auch sehr unpolitisch, denn er setzte sich dadurch der heftigsten Kritik aller seiner Feinde aus, die nach Hunderttausenden zählten. — Nachdem er endlich

seine Würde als ägyptischer Generalgouverneur niedergelegt und eine Zeitlang in der Heimat als Privat-Schulinspector und Temperenzler fungirt, tauchte er eines schönen Tages urplötzlich wieder im Sudan als englischer Generalissimus auf. Mit dem Geiste des armen Mannes war offenbar nicht alles in Ordnung, da er sich außer mit der Kriegswissenschaft noch mit religiösen Studien befaßte, den Leuten, ob sie es nun verlangten oder nicht, die Bibel auslegte, und immer mehr und mehr zum mythischen Misanthropen wurde, um schließlich in Chartum als Feldherr ohne Armee, den schlimmen Ereignissen entgegen zu sehen, die nicht mehr lange auf sich warten lassen sollten. —

Sein Verhältniß zu Hansal war ein nicht allzu freundschaftliches, da Letzterer als Consul zu Gunsten österreichischer und deutscher Reisender mit dem englischen Pascha mehr Sträuße auszufechten gehabt, als ihm lieb gewesen. Die Briefe Marno's und Hansal's beweisen ja zur Genüge, daß Gordon auch in den kleinsten Dingen nie einen decidirten Charakter zeigte, sondern immer hin- und herchwankte, eine Eigenschaft, die sonst häufig bei den Südländern und nur selten bei den Nordländern zu finden ist.

In der allerletzten Zeit übrigens schienen die beiden Europäer in Chartum sich besser miteinander verständigt zu haben, denn es ist bekannt, daß gerade gegen Ende des Trauerspiels Hansal und Gordon öfter zusammentamen. Das ist wohl bezeichnend; beide mochten ahnen, daß ihre Tage gezählt waren und in einem solchen Momente söhnt man sich wohl mit dem erbittertesten Feinde aus, wenn dieser der Einzige von unserer Rasse unter einem Rudel Wilder ist — Chartum zählte damals ungefähr 40,000 Einwohner, — alles Leute, welche die Weißen in diesen erregten Zeiten mit scheelen Augen ansahen und ihren Haß nicht mehr zu maskiren brauchten. Da mögen nun wohl die beiden Europäer in jenen kritischen Tagen sich unwillkürlich aneinandergeklammert haben, um sich Trost und Muth zuzusprechen! — Hansal wohnte im besseren Viertel der Stadt, im nordöstlichen Theil gegen den blauen Fluß zu, wo die Gebäude und Gärten der katholischen Mission liegen. Sein Haus stand knapp neben der Hackmudirieh, dem Regierungsgebäude, er war also Gordon's unmittelbarer Nachbar. —

Daß die Stimmung in Chartum gegen alles, was Europäer hieß, eine gehässige war, hatte besonders darin seinen Grund, daß die größeren Handelshäuser der Stadt durch Gordon's ehemaliges Sklavenedikt fast zu Grunde gerichtet worden waren. — So gährte also der Haß inmitten der Bevölkerung noch von vergangenen Zeiten her fort, als der verhängnißvolle Tag kam, wo die Thore Chartum's durch Verrath den Feinden geöffnet werden sollten.

* * *

Der Januar ging seinem Ende zu. Die kühle Jahreszeit, in welcher die Nordwinde die Stadt durchfegen, begann langsam dem Sef*) zu weichen, der in jener südlichen Zone schon in den ersten Monaten des Jahres starke Hitze mit sich bringt. — Die beiden Ströme, welche zur Zeit der Regenperiode, im Mai, die halbe Stadt überschwemmen, rieseln im Januar nur schwach und seicht in ihren Betten dahin. — In den Missionsgärten, die sich vor dem Hause, das Hansal bewohnte, den blauen Fluß entlang ziehen, begannen die Mimosen, Soda-Büschel und Salvadore bereits Blattknospen anzusetzen, und selbst die Dattelpalmen schienen ihre immergrünen Wedel in frische Farben getaucht zu haben. —

Nichtsaugend saß Hansal in seinem Arbeitszimmer, emsig beschäftigt, seine Papiere zu ordnen. Seit geraumer Zeit war er von aller Communication abgeschlossen, da sämtliche Landwege vom Feinde besetzt waren und das seichte Wasser den kleinen Dampfern nicht gestattete, den Eingeschlossenen Nachricht von der Außenwelt zu bringen. — In Folge dessen war auch eine Stokung in der Absendung von Berichten eingetreten, aber an geistiger Arbeit fehlte es trotzdem nicht, da Hansal seit Jahren fleißig Notizen über Land und Leute sammelte, um im gegebenen Falle den Forschern und der Wissenschaft mit seinen Kenntnissen einen Dienst leisten zu können.**) Seine liebste Erholung war die Correspondenz mit den verschiedenen Reisenden, welche ihm, nachdem sie sein gastliches Haus verlassen, regelmäßig Berichte über die Ergebnisse ihrer Forschungen aus dem Inneren des Landes zusandten. — Jetzt war das freilich auch anders geworden; seitdem der Kriegslärm im Sudan tobte, hatte sich kein Reisender mehr blicken lassen. —

Hansal durchblätterte die einzelnen Briefe, wie sie ihm in die Hände kamen, und dachte aller Jener, die einst hier an seinem Tisch gefessen und nun wieder im Heimatlande weilten, um dort ruhig die Früchte ihrer Arbeit zu genießen, — als plötzlich fernes Geheul zum offenen Fenster herein hallte. Betroffen horchte er auf und trat ans Fenster, während nun die wilden Rufe und Angstgeschrei deutlicher an seine Ohren schlugen . . . Was war das? . . . Sollten etwa? . . . Unmöglich! — Er sprang zur Thür, um nach der Vorderseite des Hauses zu gelangen, denn dort, vom oberen Plage her, schien der Tumult zu kommen. — Jetzt krachten auch Flintenschüsse und wildes Geheul kam wie ein Ungewitter herangebraust. Der

*) Die warme, trodrene Periode, die bis zum Charif, der Regenzeit, dauert.

**) Hansal schenkte ein Manuscript „Geschichte vom Sudan“, in dessen Besitz er gelangt war, der Hofbibliothek in Wien.

wehrlose Europäer hatte die letzte Stufe der Treppe noch nicht erreicht, als schon die tobende Schaar gegen das Haus angestürmt kam. Unschlüssig blieb er stehen, noch immer nicht recht fassend, was das Ganze zu bedeuten habe, da erkannte er an der Spitze des lärmenden Haufens seinen ehemaligen Diener Mohamed, der mit gellendem Geschrei eine lange Lanze in der Luft schwang.

War der Mann betrunken, oder verrückt geworden? Mohamed hatte sich doch sonst immer ruhig und gefügig gezeigt, so daß Hansal noch vor nicht langer Zeit den apostolischen Vikar gebeten, dem ehemaligen Diener die Stelle des Friedhofwärters zukommen zu lassen. Der Bitte war willfahrt worden, und Mohamed hatte keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um seinen gewesenen Brothern der größten Dankbarkeit zu versichern, — was hatte er nun mit haßglühenden Augen die Lanze zu schwingen und die hinterdrein folgende Menge mit wilden Rufen anzufeuern? . . .

„Mohamed!“ rief Hansal, als der Andere nur mehr wenige Schritte entfernt war und drohende Worte ausstieß. —

„Laßt ihn nicht am Leben, denn er ist ein Ungläubiger!“ heulte der Angerufene wie ein Bessener, dann sprang er auf Hansal los und rannte ihm die Lanze in den Leib, daß der unglückliche Consul, ohne einen Laut von sich zu geben, todt zu Boden stürzte. —

Hansal's Hund war seinem Herrn die Treppe herab nachgefolgt. Auch an dem Thiere ließ Mohamed seinen blinden Haß aus, indem er dasselbe spießte, um es dann neben Hansal's Leiche hinzuwerfen. „Da!“ — rief er befriedigt — „jetzt soll es wenigstens nicht heißen, daß dich ein Engel von der Erde entführt, sondern daß ein Hund den anderen geholt hat!“ . . .

Fast im selben Augenblick war im Nebenhause Gordon den Streichen seiner Angreifer erlegen. Diesem wurde der Kopf abgeschnitten, um im Lande als Siegestrophäe herumgetragen zu werden, während man Hansal dort liegen ließ, wo er gefallen war. Erst nach zwei Tagen entfernte man die Leiche, um sie in den Fluß zu werfen, und da blieb sie drei volle Monate hindurch im seichtesten Wasser liegen, den Raubvögeln eine willkommene Beute, bis endlich die Regenzeit kam und der angeschwollene Strom die letzten Reste des unglücklichen Consuls mit sich weiter führte. —

Als der Mahdi von der schändlichen Mordthat Kenntniß erhielt, war er im höchsten Grade entriistet, da er seinen Arabern aufgetragen hatte, Hansal zu retten, doch die rebellischen Mordbrenner von Chartum waren den Arabern zuvor gekommen, um endlich ihren langjährigenden Haß in diesem günstigen Momente zu befriedigen.

Die Araber hatten später die Wohnungen der Europäer geplündert und bei dieser Gelegenheit Hansals fünfjährigen Sohn entdeckt. Der Knabe wurde von ihnen in Verwahrung genommen, um zum Sklaven aufgezogen zu werden, als aber der Mahdi davon hörte, ließ er auf der Stelle das Kind nach dem Hause schaffen, wo seine Weiber und mehrere Kinder untergebracht worden waren. „Da ich den Vater nicht haben konnte, will ich den Sohn erziehen?“ waren seine Worte.

Worin wird aber diese Erziehung wohl bestehen? Mit fünf Jahren ist ein Kind nur allzu leicht umzuformen, und wenn der Knabe nicht durch einen glücklichen Zufall den Händen des Europäers entrissen wird, so mag es eines Tages geschehen, daß Hansals Sohn an der Spitze jener Stämme gegen die Weißen kämpft, ohne nur zu ahnen, daß er zur verhassten Rasse gehört, und daß er sein Leben für Jene einsetzt, die am Mord seines Vaters die Schuld getragen!



Ständchen.

Mein Lieb, Du bist die Nachtigall,
Die nur in dunklen Nächten singt,
Mein Lieb, Du bist ein Lerchenruf,
Der in den blauen Himmel dringt.

Mein Lieb, Du bist der Rose Duft,
Der meine Sinne taumelnd küßt,
Du bist das Veilchen, das mich still
In Deinem grünen Garten grüßt.

Mein Lieb, Du bist der Sonnenschein,
Des ew'gen Himmels ew'ge Gluth,
Die auf den höchsten Bergen brennt
Und in den tiefen Thälern ruht.

Mein Lieb, Du bist wie Gottes Hauch,
Der mir das Herz erfüllt mit Ruh, —
Was lieb und schön ist in der Welt,
Was lieb und schön ist — das bist Du!!

Franz Keim.





Ueberlingen vom See aus.



Dom.

Ueberlingen.

Von
Th. Stromer.

Mit Original-Illustrationen,
nach der Natur gezeichnet von
E. Thiel.

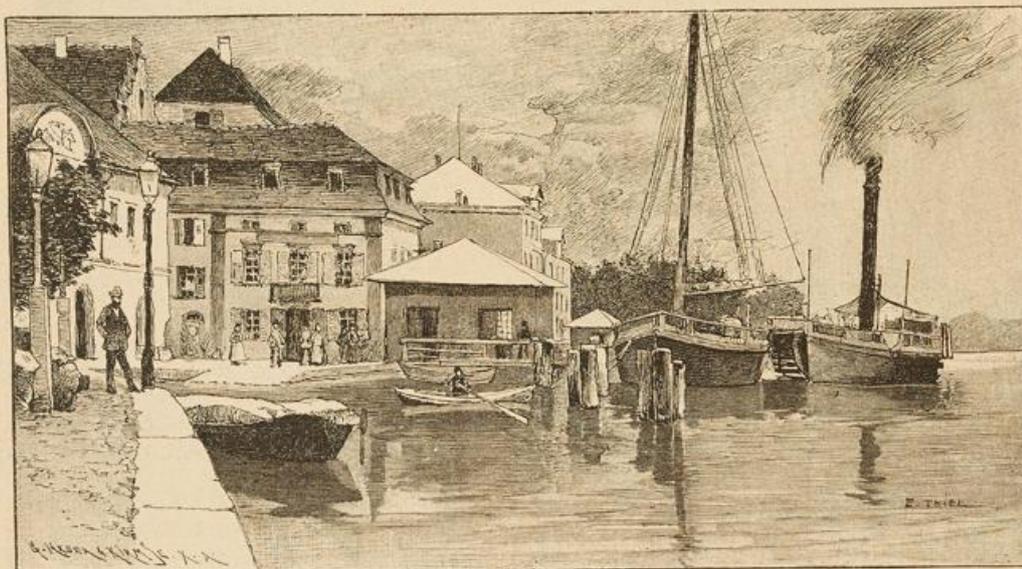
Viele Besucher der Schweiz betrachten den Bodensee nur als die Haupteingangspforte dieses herrlichen Gebirgslandes, die sie so schnell wie möglich zu passiren bestrebt sind. Sie sehen die Umgebung nur theilweise und flüchtig und beurtheilen sie dann nach den empfangenen Eindrücken, welche nicht selten noch durch mancherlei Umstände ungünstig beeinflusst werden. So wird denn dieser See bei Weitem nicht nach Gebühr gewürdigt und ziemlich allgemein für arm an landschaftlichen Reizen gehalten.

Wer jedoch längere Zeit an seinen Gestaden verweilt hat, wird diese Geringschätzung gewiß unberechtigt finden. Besonders in seinem südöstlichen Theil ist der Bodensee kaum minder pittoresk als andere Schweizer Seen. Hier treten die Berge dicht an die Wasserfläche heran, während schneebedeckte Alpen den Hintergrund bilden. Nach Westen hin verflachen sich seine Ufer, indem sie sich auf beiden Seiten zu lieblichen Geländen gestalten, die mit ihren freundlichen Ortschaften und ihrer reichen Cultur das Auge des Beschauers erfreuen. Sodann ist dieser See von einem Kranz altberühmter Städte umgeben, deren Geschichte bis zur Zeit der Römerherrschaft zurückreicht. Was den Bodensee aber besonders charakterisirt, das ist seine ungeheuere Ausdehnung, die ihn wie ein wirkliches Meer erscheinen läßt. Mag er sich bei schönem Wetter als eine schimmernde, unabsehbare Fläche zeigen, oder vom Sturm aufgewühlt, wild tosen: immer bietet er ein Bild erhabener Größe dar.

Die natürliche Grenze zwischen Deutschland, Oesterreich und der Schweiz bildend, besteht der Bodensee aus drei zusammenhängenden Theilen, von denen das Hauptstück mit der Insel Lindau der Obersee heißt und zwischen seinen beiden Endpunkten, Bregenz und Konstanz, eine Länge von zwölf Stunden hat, während seine größte Breite, zwischen Friedrichshafen und Korschach, mehr als fünf Stunden beträgt. An dieses Hauptstück, in welches, zwanzig Minuten unterhalb Rheineck, der Rhein mündet, der es in seiner ganzen Länge durchfließt und weithin vom Wasser des Sees zu unterscheiden ist, schließen sich im Westen zwei große Arme, die als besondere Seen bezeichnet werden. Der südlich gelegene, durch den Ausfluß des Rheines entstanden, ist der Unter- oder Zeller-See mit der Insel Reichenau; der nördliche Arm mit der kleinen

Insel Mainau wird nach der an seinem Ufer liegenden Stadt Ueberlingen der Ueberlinger See genannt. Der Flächeninhalt des ganzen Bodensees beträgt neun und eine halbe Quadratmeile, sein Umfang, in den sich fünf Staaten, nämlich Oesterreich, Bayern, Württemberg, Baden und die Schweiz theilen, sechsundzwanzig Meilen. Die eigentliche Seefläche ist neutrales Gebiet. Als Curiosum möge hier noch angeführt sein, daß nach einer Berechnung die Fläche des Bodensees im zugefrorenen Zustande

nach Christi Geburt den Abriß einer Weltgeschichte schrieb, zwei Seen auf: den Lacus Venetus und den Lacus Aeronius, welche wahrscheinlich den Ober- und den Untersee bezeichnen. Erst bei Plinius dem Jüngern, 100 Jahre nach Christi, finden wir ihn als Lacus Brigantinus, zu Rhätien gehörig, benannt. Ferner spricht Julius Solinus im dritten Jahrhundert von den fruchtbaren Gefilden Rhätien's, deren Zierde der brigantini'sche See bilde. Den letzten und ausführlichsten Bericht



Landungsplatz der Bodensee-Dampfschiffe.

für sämtliche Bewohner des Erdballs, 1430 Millionen, genügend Platz bieten würde, indem für jede Person ca. vier Quadratfuß Raum bliebe. Brähe diese Eisdecke ein und ließe die ganze Menschheit versinken, so würde sich nach jener Berechnung der Wasserspiegel kaum um einen halben Fuß heben.

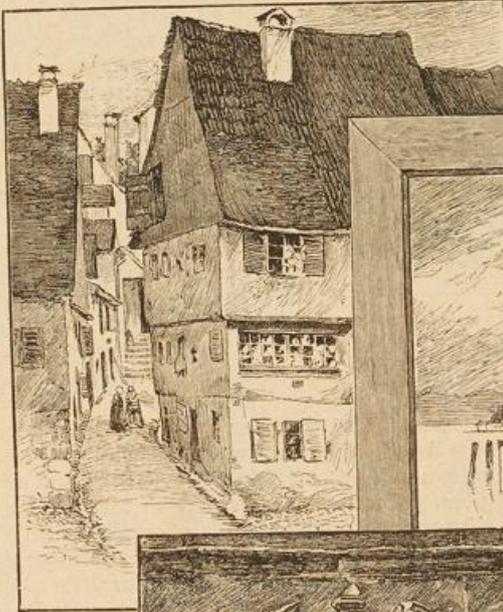
Wie schon erwähnt, reicht die Geschichte der Bodensee-Ufer bis zur Herrschaft der Römer, die sich bereits frühzeitig in dieser Gegend festsetzten. In prähistorischer Zeit lebten die Uferbewohner auf Pfahlbauten, von denen zahlreiche Ueberreste namentlich bei Konstanz sowie auch an anderen Orten gefunden worden sind. Seinen ältesten Namen, Lacus Brigantinus, verdankt der See den Römern, welche ihn nach der alten Stadt Brigantium (auch Brigantia geschrieben), dem heutigen Bregenz, benannten. Bereits Strabo erwähnt seiner, jedoch ohne einen Namen zu nennen. Dagegen führt Pomponius Mela, der vierzig Jahre

über den Bodensee giebt uns Ammianus Marcellinus, dem wir die besten Mittheilungen über die Seegegend und das ganze Alemannengebiet zu verdanken haben. Was endlich die neuere Benennung anbelangt, so wird dieselbe gewöhnlich von dem alten Schlosse Bodman am Ueberlinger See abgeleitet. Dort soll übrigens bereits im siebenten Jahrhundert eine Stadt Bodungo gestanden haben. Zuerst, im neunten Jahrhundert, als Lacus potamicus bezeichnet, wurde der See später abwechselnd Bodam-, Bodam-, Bodmer- und dann dauernd Bodensee genannt. Gleichwohl werden auch heute noch einige andere Bezeichnungen gebraucht, wie „Bregenzer See“ für den Theil zwischen Lindau und Bregenz, „Schwäbisches Meer“ in Erinnerung an die große Zeit der Hohenstaufen und die französische Benennung „Lac de Constance“ nach der historisch berühmten Stadt Konstanz.

Der älteste Name des Sees gemahnt uns, noch kurz der Römer und ihrer bedeutendsten Ansiedelungen

zu gedenken. Vor der Ankunft dieser Eroberer hatten die Rhätier das südöstliche und die Bindelicer das nördliche Seeufer inne. Zwei Feldherren, die Stiefföhne des Kaisers Augustus, Drusus und Tiberius, zogen mit ihren Heeren von verschiedenen Seiten heran. Drusus kam von Italien her über

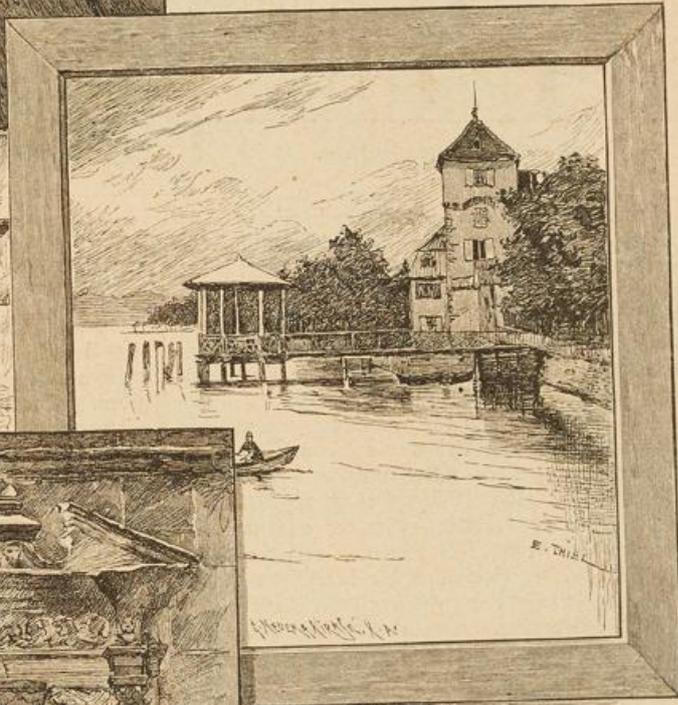
rüstete eine Flotte aus, besetzte in einem Seetreffen die Bindelicer und besetzte eine Insel, die wahrscheinlich das heutige Lindau war. Hier und in dem benachbarten Bregenz haben die Römer zahlreiche Spuren ihrer Anwesenheit hinterlassen. In Lindau zeugt von ihnen die noch jetzt existirende alte Heidenmauer, welche das Bruchstück eines mächtigen Wachtthurms ist, während in Bregenz die verschiedensten Ausgrabungsfunde, so unter anderen ein offenbar Drusus gewidmeter Stein mit



Straße.

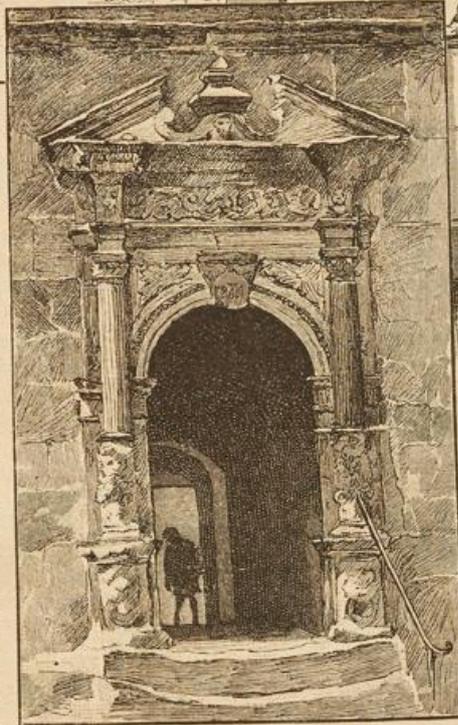
das Gebirge, Tiberius hingegen gegen rheinwärts an den See, den die Römer zum ersten Mal erblickten. Dieser wurde jetzt für die Rhätier eine natürliche Schutzmauer, die den Tiberius zwar hinderte, sich mit seinem Bruder Drusus zu vereinigen, aber nicht abhielt, gegen die Feinde zu operiren. Er

II. 2.



Pavillon am Badhotel

Alter Thurm der Stadtmauer.



Portal am sogen. Kanzlei-Gebäude.

der Inschrift: »VSO. TIB. F. ESARI.« (in Druso Tiberii Filio Caesari zu ergänzen) immer auf's Neue an sie erinnern. Bregenz insonderheit mußte ihnen als ein strategisch wichtiger Punkt erscheinen, den sie denn auch durch die Erbauung eines Kastells besetzten und Brigantium nannten. Nächst Bregenz und Lindau war Romanshorn auf dem schweizerischen Seeufer eine römische Niederlassung, wie schon der Name bekundet, der aus Cornu Romanorum entstanden ist. Eine ihrer bedeutendsten Colonien dürfte jedoch Konstanz gewesen sein. Am westlichen Ende des Sees und am Ausfluß des Rheins



Bade-Anstalten. Blick gegen Westen.



Aus dem verwahl. Stadtgraben.

gelegen, ist dieser Punkt strategisch kaum minder wichtig als Bregenz. So wurde er denn stark befestigt und, wahrscheinlich der Tochter des Constantius zu Ehren, Constantia genannt, woraus dann, nach mancherlei Variationen in der Schreibweise, wie Costenze und Costanz endlich Konstanz hervorging. Auch am Ueberlinger See finden sich verschiedene Spuren aus der Römerzeit.

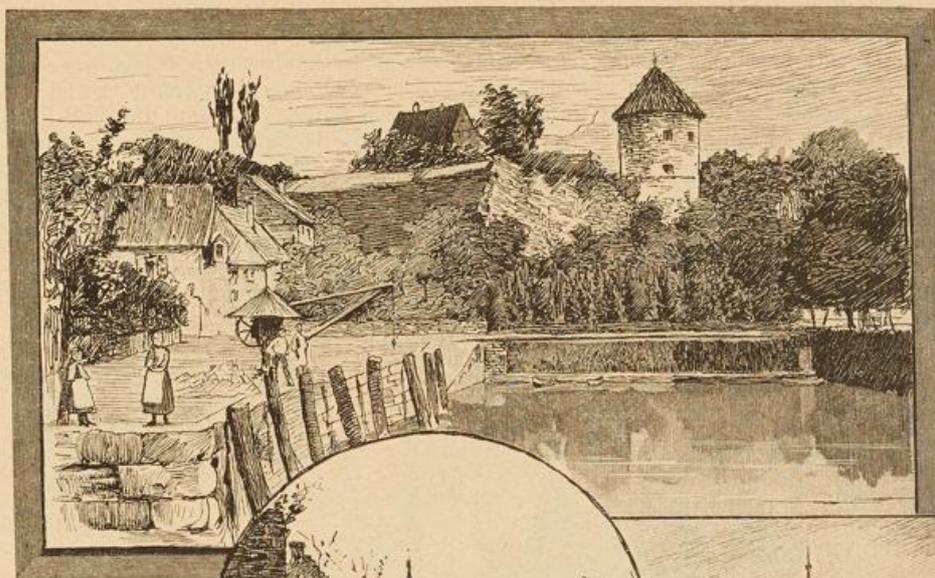
Verlassen wir nun das Alterthum, um uns der Gegenwart und im Besonderen einem Ort zuzuwenden, der zu den interessantesten Punkten der Bodensee-Ufer zählt. Dieser Ort ist das Städtchen Ueberlingen am nördlichen Ufer des nach ihm benannten See-Armes. Nähern wir uns demselben von Lindau, der Endstation der bayerischen Bahn, zu Schiffe, so sehen wir auf dieser Fahrt einen großen Theil des Bodenseepanoramas an unserem Blicke vorübergleiten. Beim Verlassen des Lindauer Hafens zeigt sich dem Auge zunächst die ganze Bucht von Bregenz mit ihrer herrlichen Bergumrahmung, welche von dem imposanten Pfänder hoch überragt wird. Mehr südwärts aber schauen aus dem Hintergrund die schneebedeckten Alpen, unter ihnen die majestätische Ceesaplana, herüber. Dann tritt Lindau etwas zurück und seine liebliche Umgebung erscheint als eine lange Reihe von Villen, die sich mit ihren Gärten an den Uferabhängen hinziehen. An dem kleinen Bade Schachen vorüber führt die Fahrt zunächst nach dem Dörfchen Wasserburg, in dessen Nähe sich das renommirte Etablissement Hôtel und Pension Hornstein erhebt. Schräg gegenüber, am schweizerischen Ufer, liegt der verkehrsreiche Marktflecken Norschach, durch eine Bergbahn mit dem auf der Höhe thronenden Luftkurort Heiden verbunden. Bei klarem Wetter gewährt diese Uferpartie einen höchst malerischen Anblick. Nun folgen in westlicher Richtung Langenargen mit dem schönen

Schloß Montfort, und das hübsche Städtchen Friedrichshafen, beide auf dem nördlichen Ufer. Auf der entgegengesetzten Seite führt die Seegürtelbahn von Norschach über Arbon und Romanshorn nach Konstanz, dessen Thürme sich nach mehrstündiger Dampfschiffahrt in der Ferne zeigen. Aber

das Schiff macht bei der Annäherung eine Wendung nach Norden und steuert nun in den Ueberlinger See hinein, der bei dem alten Orte Meersburg beginnt. Bald erscheint die reizende kleine Insel Mainau, welche mit ihrem alterthümlichen Schloß die Sommerresidenz der großherzoglich badischen Familie und zugleich einen Lieblingsort des deutschen Kaisers bildet. Die Fahrt weiter fortsetzend, gelangen wir

in kurzer Zeit nach Ueberlingen, dem Ziel unserer Reise.

Ein hübsches Städtchen mit 4000 Einwohnern, liegt Ueberlingen auf einem sanft abfallenden Hange, welchen Obstgärten, Rebgelände und Wiesen umgeben. Schon sein erster Anblick vom See aus wirkt ungemein anheimelnd. Noch mehr aber fühlen wir uns angezogen, wenn wir den Landungsplatz betreten und nun den Ort durchwandern. Da bleibt denn der Blick an so manchen malerischen Straßenprospekten und alterthümlichen Gebäuden haften, welche des Künstlers Hand in den hier bildlich wiedergegebenen Ansichten fixirt hat. Insbesondere sind es eine Anzahl gothischer Häuser sowie das schöne alte Portal der Stadtkanzlei, die unser Interesse fesseln. Sodann ist die alte Münsterpfarrkirche mit ihren beiden unvollendeten Glockenthürmen, von denen der eine die 1444 gegossene, 177 Centner schwere Glocke „Dsanna“ trägt, sehenswerth. Das Innere dieser von dem fränkischen Meister Eberhard Raben 1353 im Bau begonnenen Kirche wird von 28 Säulen und 81 Pfeilern getragen. Vor derselben befindet sich ein im byzantinischen Style aus Ueberlinger Sandstein gemauelter Delberg, der aus dem Kreuzgange im Dom zu Konstanz hierher gebracht wurde. Ferner ladet das Rathhaus zu einem Besuche ein. Sein altdeutscher Saal wird mit Recht als eines der schönsten Denkmäler neugothischen Styls in Süddeutschland gerühmt. Er enthält die Statuetten der Reichstände mit ihren Wappen, kunstvoll von Syrlin aus Ulm in Holz geschnitten. Zum Rathhause gehört der sogenannte Pfennigthurm, in welchem einst das Archiv und der Schatz aufbewahrt wurden. Man zeigt noch jetzt einige sogenannte Gunzen-



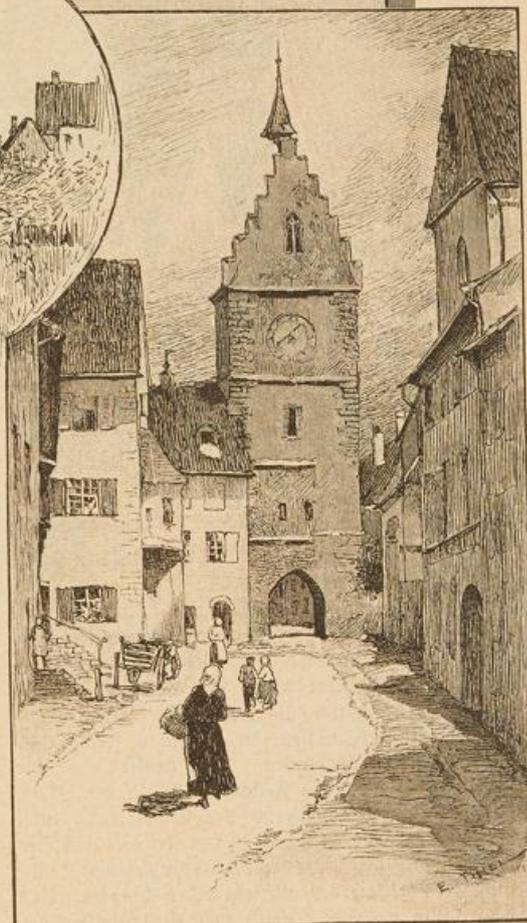
Nest der Stadtmauer
und Gärten.

pfennige, angeblich von Herzog Gunzo, offenbar jedoch aus späterer Zeit stammend, sowie das Nuchtschwert aus dem Bauernkriege. Endlich verdienen noch Erwähnung die jetzt mit Ephen überrankten Reste der alten Stadtmauer und der Galertthurm, die beide an eine kriegerische Vergangenheit erinnern.



Im Stadtgraben.

Mit seinen Thürmen und alterthümlichen Gebäuden erscheint Ueberlingen wie ein Stück versteinelter Geschichte. Wahrscheinlich zuerst eine Niederlassung der Römer, deren Straße von hier nach Meersburg führte, tritt die Stadt im siebenten Jahrhundert unter dem Namen Iburninga auf. Der Frankenherrzog Gunzo hatte hier seinen Wohnsitz. Wie die Sage erzählt, wurde dessen einzige Tochter Friedburga, die plötzlich schwer erkrankt war, von dem heiligen Gallus in wunderbarer Weise geheilt, worauf die christliche Lehre hier eine immer größere Verbreitung fand. In der Mitte des zwölften Jahrhunderts war Ueberlingen bereits eine bedeutende Stadt, die 1155 den Kaiser Friedrich Barbarossa in ihren Mauern sah. Später trat sie dem Städtebund bei und wurde in den Jahren 1241 bis 1266 von Schultheißen regiert. Nachdem sie dann (1397) eine freie Reichsstadt



Thurm zwischen Ueberlingen und der Vorstadt.

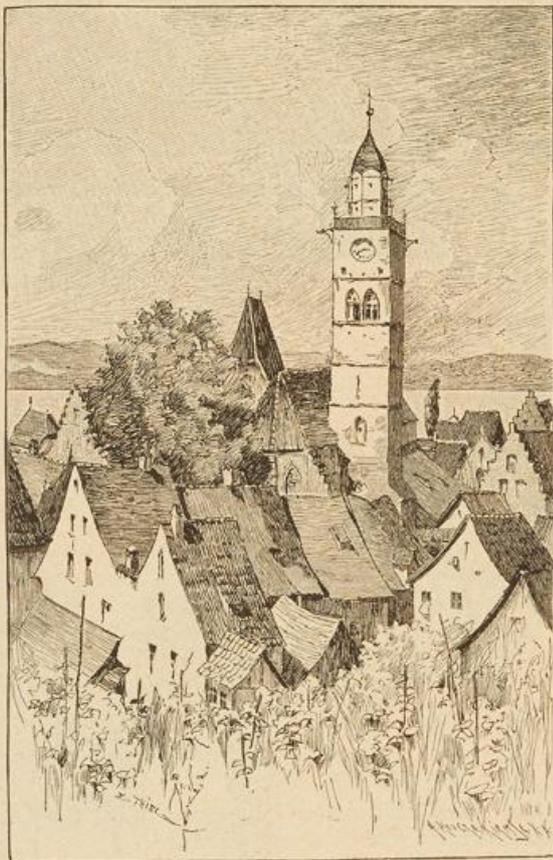
geworden war, hielt sie sich im Bauernkriege so tapfer, daß Kaiser Karl V. ihr „wegen bezeugter Standhaftigkeit im alten katholischen Glauben einen neuen herrlichen Wappenbrief“ verlieh, in welchem er in den goldenen Schild des Stadtwappens einen aufrechtstehenden Löwen setzte, der ein bloßes Schwert hält. Mit dem dreißigjährigen Kriege begann auch für Ueberlingen eine Zeit schwerer Leiden. Im Jahre 1632 erschienen die Schweden zum ersten Male vor der Stadt, wurden aber von den Bürgern kräftig zurückgewiesen. Letztere besetzten jetzt den Platz auf's Beste, warfen neue Wälle und Schanzen auf und vollendeten nach fast hunderttägiger Arbeit den imposanten Stadtgraben am Waller. Gleichzeitig wurde der St. Johannsturm um fünfzig Fuß erhöht. So gerüstet erwarteten sie den Feind, der unter Führung des schwedischen Feldmarschalls Horn am 26. April 1634 eine zweite Belagerung begann. Vierundzwanzig Tage beschossen die Schweden die Stadt, die sich jedoch so tapfer vertheidigte, daß die angreifenden Truppen ruhmlos wieder abziehen mußten.

Etwa zehn Jahre darauf wurde Ueberlingen von dem Kommandanten Winderholt auf Hohentwiel durch Ueberrumpelung eingenommen. Nachdem dieser die Stadt vollständig ausgeplündert hatte, überließ er sie seinen französischen Bundesgenossen, die sie am 9. Mai 1644 an die Bayern übergaben. Nun hausten bald die Verbündeten, bald die Feinde derart in der Stadt, daß der einstige Wohlstand der Bevölkerung total vernichtet wurde. Als endlich der Friede geschlossen ward, zählte sie nur noch 364 Bürger, von denen nicht 30 aus eigenen Mitteln leben konnten. Und doch sollte sie eine Schuld von 400,000 Gulden

verzinsen. Obwohl Ueberlingen seitdem bis 1796 vom Kriege verschont blieb, so gelangte es doch nie wieder zu seiner ehemaligen Blüthe, zumal es am 29. Mai 1790 durch einen Wolkenbruch schrecklich heimgesucht wurde. Die ganze Unterstadt stand unter Wasser, viele Gebäude stürzten zusammen und Felder und Wiesen versandeten. Das Elend war so groß, daß für die Stadt eine öffentliche Sammlung veranstaltet werden mußte. Während der französischen Kriege hatte Ueberlingen abermals schwer zu leiden. Es verlor seine Selbstständigkeit und wurde badiß. In neuerer Zeit hat sich der Ort jedoch wieder gehoben. Er besitzt See- und Mineral-Bäder, die ebenso wie seine reizende Lage und alterthümlichen Gebäude, von Jahr zu Jahr mehr Fremde anziehen.

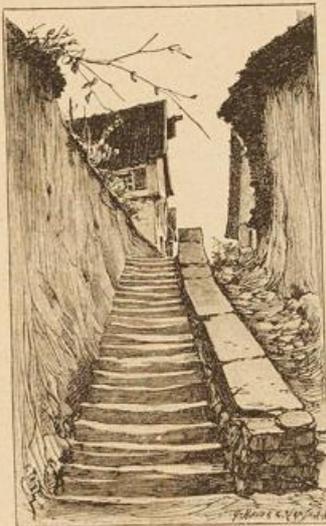
Wie Ueberlingen selbst, so fesselt auch seine Umgebung durch viele schöne Punkte. Ein besonderes Interesse aber erwecken die sogenannten Heidenlöcher, die das älteste Culturdenkmal an den Ufern des Bodensees bilden. Der Weg dorthin führt durch eine düstere Felsengasse in etwa zwanzig Minuten

nach dem Dörfchen Goldbach, in dessen Nähe sich diese räthselhaften Höhlen befinden. Längs dem Gestade des Sees in die Felsen gehauen, bildeten dieselben früher zwei Abtheilungen, von denen jede aus einer Reihe von Gemächern bestand, die durch Gänge und Treppen mit einander verbunden waren. Von diesen Höhlen ist die eine Abtheilung der neuen Straßenanlage zum Opfer gefallen, während von der anderen noch sieben Räume vorhanden sind. Ueber den Ursprung und Zweck dieser zum Theil mit Nischen, Steinbänken und Fensteröffnungen versehenen Höhlen, ja sogar über die Ableitung des Namens „Heidenlöcher“ sind die Ansichten ver-



Alter Glockenturm mit der Thanna-Glocke.

schieden. Einige halten sie für ein Römerwerk, Andere für Zufluchtstätten der ersten Christen in der Bodenseegegend. Noch Andere sind der Meinung,



Alte gothische Häuser.

anzieht. Das Wort „Heidenlöcher“ würde mithin auf die Römer zurückzuführen sein, welche, als sie von den Alemannen vertrieben wurden, diese Höhlen zuletzt bewohnten. Wann und von wem sie in den Felsen gehauen wurden, ist eine schwer zu beantwortende Frage. Betreffs ihres Zweckes nimmt Oberstaatsanwalt Haager in Konstanz wohl mit

Recht an, daß sie den jeweiligen Bewohnern dieser Gegend, und zwar den Kelten, Sueven, Römern und Alemannen als Behausung gedient haben, nach und nach vermehrt, erweitert und verbessert und endlich sogar mit einigem Kunstgeschmack hergerichtet worden sind. Ähnliche Höhlen finden sich auch bei Bamberg, eine Stunde nordöstlich von Ueberlingen, sowie bei Bizenhausen, einem Dorfe in der Nähe von Stodach und ferner bei Bermatingen, unterhalb Heiligenberg.

—
Vorstehende Hinweise dürften dargethan haben, daß die Bodensee-Ufer interessanter sind, als man im Allgemeinen glaubt. Mag der Reisende hier landschaftliche Schönheiten suchen oder sich in die Geschichte altherwürdiger Städte vertiefen wollen: immer wird er ein reiches Genüge finden.



Alte gothische Häuser.



Die Glocke von Grufkirchen.

Eine heitere Dorfgeschichte

von
August Silberstein.

War das eine Herrlichkeit im Dorfe, als die neue Glocke eingeweiht wurde!

Daß sich die ganze Gemeinde versammelte, wäre noch nichts so Bedeutendes gewesen. Aber daß zugleich die neue freiwillige Feuerwehr zum erstenmale dabei in voller Uniform ausrückte, das war eine noch nicht dagewesene Pracht. Und die Helme bligten, als trügen sie selbst ein innerliches Feuer und sprüheten es von innen heraus — selbstverständlich sehr wohl gewahrt. Am allerprächtigsten schimmerte aber der Helm des Feuerwehr-Hauptmannes. Er unterschied sich auch noch durch die Metallfarbe besonders kennbar, es war eitles Silber, welches da alle Lichtstrahlen auffing und noch stärker im Widerspiegeln entsendete — es glühete, schillerte, bligte daraus. Und wer dieses Kunst-Farbenspiel, diesen gebannten Strahlenschein um's Haupt trug, war Alois Wiesbichler, der Sohn des Alten auf dem Wiesbichlhofe.

Aus Weit und Breit war man zum Feste herbeigekommen. Es schien schier unglaublich, daß es so viele Leute im Dorfe und in der Umgebung geben sollte. Doch sie waren da, um die Herrlichkeit zu sehen. Und sie staunten über alle Maßen.

Der Kirchplatz von Grufkirchen ist ungewöhnlich weit und groß. Einstmals stand die Kirche sogar entfernt vom Dertlein im Grünen und diente für eine weite Umgebung, in die und aus der sie gesehen, grüßend und gegrüßt, sein sollte. Später wuchs Grufkirchen bis zum stattlichen Dorfe, und manche Abtheilung ringsum hatte es zu einer selbständigen Pfarre oder einer Filiale gebracht, deren Gottesdienst in einem Kirchlein ein Kaplan oder Vicar verjah.

Der Kirchplatz war also weit und groß. Pfarr- und Meßnerhaus standen sogar getrennt und große Gärten gehören zu Weiden, denn der ausgezeichnete Grund ward möglichst ausgenützt, Bäume wurden gepflanzt und gehegt, und so stehen die beiden dem Kirchendienste geweihten Häuser möglichst im Grünen und Gartengehege.

Es hätte doch ein Menschenauge daraus auf die Vorgänge im Raume des Kirchenplatzes sehen können — wenn eine lebendige Seele bei der Glocken-

weihe daheim geblieben wäre. Das war aber nicht der Fall.

Die Glocke stand, von grünen und blumigen Gewinden umschlungen, auf dem starken Baumwagen, der sie herbeigefahren hatte und dem die Deichsel nun genommen war. Die Schulkinder, die Jungfrauen mit Rosmarinkränzlein im Haare umringten sie. Der Pfarrer im vollen Ornate, der Meßner ganz nach feierlicher Gebühr angethan und ihm beistehend, waren die Hauptpersonen, und der weihevollte Dienst erbaute die Herzen.

Aber es wären Aller Augen doch noch mehr an dem Weihe-Vorgange ausschließlich haften geblieben, wenn die funkelneulene Feuerwehr nicht gerade heute ihren ersten Aufmarsch gehalten hätte. Ja, sie wollte in der schmucken Uniform, mit allen Schnüren, Werkzeugen und Abzeichen auch noch beim Aufziehen thätig sein. Und manches rosmarinbekränzte Jungfrauenhaupt wendete sich, mehr oder minder verstohlen, nach einem der schmucken Feuerwehrmänner.

Es war auch des Meßners Töchterlein zugegen, die Kandl (Alexandra), und diese mit ihrem kleinen runden, hellbraunen Haupte auf dem ziemlich schlanken Leibe, um das reiche Böpfe mehrfach geschlungen, wendete sich, wie ein scharfes Auge hätte beobachten können, nach der Richtung, wo die Hauptmänner standen. Ob der Blick dem Alois Wiesbichler gegolten, oder dem Vice-Hauptmann, einem überaus großen aber sehr mageren Manne, welcher daneben stand, blieb immerhin schwer festzustellen.

Einer wußte es jedoch genau, und bei all seiner Frömmigkeit, welche auf die Weihe-Handlung gerichtet war, bemerkte er es doch schlaun. Das war der Herr Meßner, der Diener der Kirche und Gottes, bevor noch der Gemeinde — nannte er sich stolz. Und gerade wegen seines Stolzes und der ihm wohlbekannten „Hübschigkeit“ seiner Tochter gab er sehr auf dieselbe Acht und war, wie im Dienste, streng im Hause.

„Ich muß auch auf jedes Wort beim Pfarrer achten, wenn er allein oder vor der Gemeinde mit mir red't!“ pflegte er ihr strenge zu sagen; „und

damit Punktum!“ So streng, als wenn er die Kirchenthüre unerbittlich schloß, Niemand mehr hineinließ, und den Schlüssel im Schlosse drehte — Punktum!

Vielleicht war es die Frömmigkeit, welche die beiden Häuser, das des Mefners und des Wiesbichler's in nähere Verbindung oder vielmehr in eine gewisse Anziehung brachte. Allerdings die Alten. Denn der alte Wiesbichler stand beim feierlichen Akte gleich vornean, nachbarlich, als der Vornehmste des Dorfes, denn er hatte extra fünfundzwanzig Gulden in blanken Silberstücken hergegeben für die Glocke, daß diese nach seinem besten Willen eingeschmolzen werden mögen ins Metall, und damit die Glocke sodann einen schönen Klang habe.

Er hatte also sein Bestes für das Ganze gethan. Und sein Sohn, der Feuerwehrehauptmann, bedauerte nur, daß man zu all dieser Pracht nicht auch noch die Feuerspritze aufführen und in Bewegung bringen könne. Die Steigleitern waren da und lehnten weiß und roth angestrichen an der Kirchturmmauer, bis zum breiten Fenster oben, wo die Glocke hinein mußte.

Endlich war alle Feierlichkeit beendet und die Leute zerstreuten sich. Es war an einem Samstag-nachmittage und morgen am Sonntage sollte die Glocke zum erstenmale zur Kirche, zum erstenmale beim Gottesdienste läuten. Und der Pfarrer ging heim, vom Mefner begleitet. Eine ansehnliche Schar der andern Leute ging ins Wirthshaus und eine Anzahl der Feuerwehreute sammt dem Hauptmann blieben da, um bei dem Geschäfte des Aufziehens der Glocke zu helfen, denn eine Art Krahn mit seinen Rollen und Stricken streckte sich hoch am Thurmgewölbe heraus. Ein Arbeiter der Glockengießerei war auch da und lenkte die Leute bei der Mithilfe. Der Hauptmann hatte mehr das Zusehen als die Arbeit, aber er that freiwillig sein Bestes und war sehr geschäftig.

Kandl blieb, wie schier festgebannt, auf dem Platze. Sie stand im gutmüthigen Erstaunen, in der Theilnahme an allen Dingen und Vorgängen und Personen, ein wenig mit offenem Munde auf dem Platze und guckte . . . guckte.

Da kam plötzlich und wie unversehens der Vater Mefner wieder, stand gleichsam aus dem Boden gewachsen hinter seiner Tochter und rief ihr zu: „Hast an's Heimgehen vergessen, Kandl? Mach' Du Feuer daheim auf dem Herd . . . und die Hausglocken wartet auf Dich!“

* * *

Sollte man meinen, daß bei allem frommen Sinn und bei allem Frohmuth, welchen der Besitz der Glocke in Gruskirchen hervorgebracht, doch beim Durstlöschchen in dem Gemeindegewirthe die Frage

entstand: wieviel Eimer sie wohl fassen möge? — Es gab Köpfe, die sich irgend ein hohles Gefäß nicht ohne Flüssigkeits-Inhalts-Berechnung vorstellen konnten, und daß dies zuerst mit Bier oder Wein in Verbindung gebracht war, versteht sich von selbst. Einige thaten ihre Kundigkeit sofort mit festen Ziffern hervor, die Andern widersprachen. Zu der Hitze des Gesechtes gab es sogar angebotene Wetten der Gegner. Aber sie konnten ja nicht klar werden. Wäre die Glocke nicht schon geweiht und sogar schon in der Schwebe über den Köpfen gewesen, sie wären mit Zollstab und Richtigmaß herbeigekommen und hätten es genau nach Eimern und Krügen ausgerechnet. — Es blieb noch zuletzt die Appellation an den Mefner, aber dieser wies empört jede derartige Zumuthung zurück und sagte, er wolle den Thurm vor solch' weltlichen Eindringlingen so verschließen, wie der heilige Petrus die Himmelsthür vor jedem Sünder und Keger!

Dies wahrte nur das Ansehen für einen so strengen und unbeugsamen Mann, obwohl man nicht allseits mit ihm einverstanden war. Und damit hatte die Sache noch kein Ende. Denn man fing an, über Glockengießerei und Glockenmetall zu sprechen, und da kamen die seltsamsten Dinge zum Vorschein. Der Eine meinte, man könne nur Kanonen dazu brauchen. Der Andere wußte es ganz genau, daß pures Gold darinnen sein müsse. Der Dritte bemas das Silber — dafür hatte ja auch der Wiesbichler das Seine gethan. Und noch ein Anderer lachte Alle aus, die da meinten, irgend etwas außer Kupfer und Zinn komme zum Schmelzen.

Der Arbeiter wurde herbeigerufen, stark traktirt und dann gefragt. Dieser trank zuerst so viel wie möglich und sagte zuletzt — das Ganze sei ein Geheimniß. Es richte sich auch je nach dem Preise der Glocke. Er zog sich damit in seiner Unwissenheit bloß aus der Schlinge und noch schwerer aus dem Glase, denn er war nur Fuhrmann und Hausknecht, that bloß hier so groß und zechte um so besser auf Kosten der Darbietenden.

Ein andermal brach ein Meinungsunterschied darüber aus, ob die Glocke zuerst gegossen und dann auf einer Art großen Drechselbank „abgedreht“ worden; oder ob sie nur geseilt und geglättet sei. Für das erstere schienen Ringe und schnurartige Streife rings stark zu sprechen. Dann gings darüber los, ob sie nicht in zwei Hälften gegossen und nur zusammengelöthet oder oben und unten aufeinandergearbeitet sei — wie der „Helm“ hineingekommen, gegossen, getrieben, gelöthet — kurz Jeder wußte sein eigenes Kunststück und überwand alle Räthsel auf seine Weise, während der Wirth schon viele Eimer mehr als zuvor ausgeschänkt hatte und während die Glocke schon lange hing und sogar ihr herzschnelzendes Getöse weit ins

Thal und in die Ferne über alle Gipfel und Wipfel gerufen hatte.

Das Geläute von Grufkirchen war wirklich schön. Es bekam einen Ruf. Es bildete namentlich als Neuheit den Stolz des Ortes und man merkte auf seine Töne vorerst noch viel mehr, als es später, wie bei allem Beginnenden, der Fall sein konnte.

Daß Leute am Sonntage herankamen, eifriger als zuvor, gerade wegen des „schönen Geläutes“, darf nicht erst gesagt werden. Es bestand bei Manchem ein heimlicher Wunsch — vor dem er sich doch im Stillen bekreuzte — zu wissen, wie sie „aufschlagt“, das heißt „Feuer!“ . . . „Sturm!“ — Der Pfarrer hatte das von der Kanzel schrecklich gemalt, und hatte gewarnt und gesegnet, daß es lange Jahre nicht geschehe. Wenn aber . . . dann soll sie ein Mahnruf sein . . . und so weiter! Die Feuerwehr horchte sehr zu, im Innern besonders bewegt.

Die Feuerwehr und die Glocke, das waren aber so sehr zwei im Gespräche zusammengehörige, fast unzertrennliche, dauernde Anlässe, daß viel Wasser darüber verfloß, noch mehr aber Wein und Bier.

Der Meßner bemerkte nur, daß seit der Glocke und der Feuerwehr seine Kandler weit öfter zu einer Freundin ging, deren Scheiben gerade auf das Spritzenhaus gerichtet waren und da genau alle Exercitien besah, wobei besonders der Hauptmann — jedesmal mit einem auszeichnenden Merkmale an sich — und da er auch beim Militair gedient hatte, mit Abrichtungen geschäftig zu thun hatte.

Und eines Tages hatte er — gerade in Abwesenheit des Meßners — die „vorschriftsmäßig“ gebotenen Löscheimer unter'm Kirchendache, getreu seinem Berufe, nachzuzählen. Kandler mußte die Schlüssel nehmen, öffnen, und nach längerer Zeit fand er endlich, daß einer fehlte. Diesen mußte ein Feuerwehrmann bei früheren Untersuchungen des Daches oder beim Glodenaufziehen — ganz unabsichtlich oder irrthümlich — mit ins Spritzenhaus genommen haben. Er begab sich also ins Gemeinde-Spritzenhaus und lud Kandler ein, auch dahin in weiterm Verfolgen der Angelegenheit mitzukommen.

Es war bereits Feierabend, halbdämmerig und Niemand in dem Zeughause für Flammlöschchen und Brand-Ersticken als der Steiger, eine Art Unteroffizier der Feuerwehr, und also nebst ihm nunmehr auch der Hauptmann. Jener aber stieg bald frei zwischen dem Gezeuge herum, während sich der Hauptmann in einer dämmerigen Ecke befand, immer mit Kandler dem Eimer nachforschend. — Und als ganz unversehens der Meßner hinzutrat, huschte eine weibliche Gestalt wie ein Blitzstrahl oder wenigstens wie ein ausgespritzter Wasserstrahl davon — und das schien ihm seine Tochter. Sie war's. Er er-

kannte das sehr wohl, und der Herr Hauptmann, welcher allerlei Erörterungen begann, war doch dabei so verlegen und entbehrte der höheren Würde, als wäre er bloß Einer von denen, die nur zum Pumpen verwendbar.

Der Meßner und Vater hielt daheim eine furchtbare Strafpredigt. Er hörte sich sogar gerne predigen. Er meinte immer, er hätte es nur um's Studium versäumt. Wenn er daran gekommen wäre, so gäbe es in aller Weite und Breite keinen Kanzelredner, der es ihm zuvor thun könnte. Er hätte es den Leuten, den Alten und Jungen, der ganzen bössartigen Welt ordentlich gesagt! Heute war er aber nur der letzte Diener Gottes, und da er nirgends frei zu reden hatte, so that er es daheim, und Kandler hörte Grundvers und Texte und Abtheilungen, die nichts zu wünschen übrig ließen. Er nahm sie auch ordentlich ins Gebet, sprach sehr anzüglich im Hinblick auf das Feuer der Hölle und war überhaupt als Vater seiner Hausgemeinde sehr strafend, erzürnt und wachsam.

Was er gesagt, braucht keineswegs genauer angedeutet, noch weniger wiederholt zu werden. Der Grundvers lautete: Der Moïse ist ein „Halsodri“, (Schelm) ein Mädchenjäger, der's vom Militair her gewohnt, und sein ebenso frommer wie reicher Vater ein strenger Mann, der die reiche Braut schon lange im Sinne und im Warten hat!

Also alle dumme Liebhaberei und das Sich-an-den-Hals-werfen sei vergeblich, sündhaft, teuflisch, Höllengefüge, und er wolle ebenso Gott bitten, wie der Kandler mit aller nachdrücklichen Strenge auftragen, daß sie ihr verblendetes Auge und Herz nicht dem Moïse Wiesbichler zuwende, sondern daß sie es der gütigen Fürsorgung noch wieder anheimstelle, wer ihr, in Ehrbarkeit, nach Stand und Vermögen, als Zukünftiger beschieden sein möge und werde.

In allen Fällen kenne sie seine Strenge, sei er zum Neuesten entschlossen — und damit Punktum!

* * *

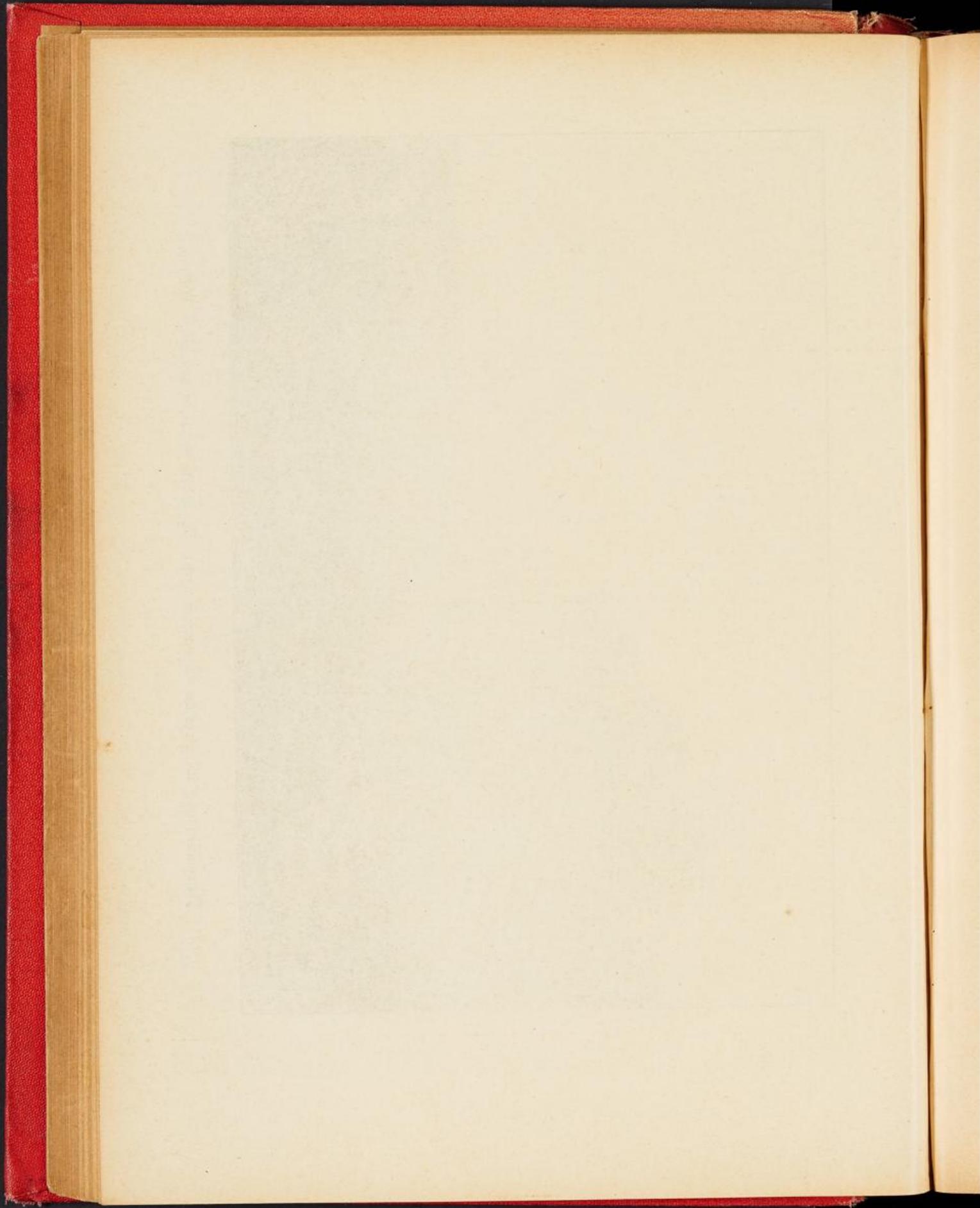
Feierliche Stille breitete sich über Dorf und Thal. Die Grillen zirpten, die Vögel sangen ihre frühe Abendandacht. Sie mahnten, wie die Uhr, den Diener der Kirche und Besorger der Glocke zum Läuten des „Ave!“

Als aber er, der sich heute ein wenig festlich herausgeputzt hatte, gerade nach den Schlüsseln griff und zum Fenster hinaus, genau nach der Uhr am Glockenthurme sah, da bemerkte er an einer Ecke, wie verstohlen, den feuerfesten Moïse Wiesbichler herumspazieren, vielmehr herumschleichen.

Ah! wieder drohende Feuer-Inspektion! sagte sich der besorgte Vater. Der Loisl weiß, daß ich



Patrouillendienst bei Dresden (Sommermorgen). Nach dem Gemälde von Hugo Mühlberg.



heute zu der fünfundzwanzigjährigen Jubelfeier des Meßners von Söllendorf gehe! Hat ja sein Vater ein Opfer hinüber gewidmet. Der Teufel guckt herum, ob ich nicht schon fort bin und wer etwa heute läutet. Aha, so ist die Geschichte! Ich kenn' mich schon aus. Wart', Dir werd ich das Ausbrechen des Feuers verhüten und mir mein Haus und mein liebste Gut recht wohl bewahren!

„Kandl,“ sagte er zum Mädchen, das eben beim Nähen saß, wie träumerisch in sich versenkt oder nur ganz mit der Arbeit beschäftigt. Wer weiß, ob sie nicht doch mit kundigen Blicken auch schon den herumspazierenden Voisl ersehen und dies sie träumerisch nachdenklich gemacht!

„Kandl,“ sagte der Vater zu der geschickten Emsigen, und sie erschrak mithin in der Stille förmlich: „Mögt mit mir gehen und heute läuten helfen? Ich möchte nicht mein Gewand strapazieren, auch nicht in Schweiß kommen und dabei gleich von draußen weitergehen. Komm', hilf mir!“

Das Mädchen legte ruhig die Arbeit aus der Hand, folgte mit seltsam niedergeschlagenen Augen dem Vater und that, wie er befohlen.

Draußen, hinter der Ecke, merkte Jemand den Vorgang und sicherte in sich hinein bei dem ahnungsvollen Gedanken — welcher reizvolle Abend das heute, in Abwesenheit des Meßners, traulich mit der herzallerliebsten Kandl sein werde!

Prächtigt klang das Geläute ins Thal und fast noch schöner als je; denn zwei Kräfte brachten es hervor und die eine legte alle ihre Herzenswünsche hinzu; — hätte das Herzpochen etwas am Tönen hinzuwirken können, es würde seltsam aushallend geworden sein.

Endlich klangen die letzten hinzugefügten Schläge — der letzte englische Gruß — aus — und der Meßner sprach:

„So, mein lieb's Dirn, jetzt brauchst Dich mit dem Heimgehn nit zu plagen; jetzt bleibst da! Glaubst Du, ich wüßt' nit, was heut' geschehen könnt' geschehen wird? — Alle Jahr' wird ein Meßner nit geboren, will ich sagen jubiliert, und noch in der Nachbarschaft dazu; und heut' kann ich nit daheim bleiben. Das bin ich meiner Ehr' und meinem Stand schuldig. Aber, daß mir nix angestellt wird, was mir nit lieb ist, und daß Dir auch der Wiesbichler Voisl nit zukann, gegen dein' eigenen Willen . . . kurz, daß Du nit mit ihm, er nit mit Dir . . . das Paarl überhaupt nit zusammenkommt . . . bleibst Du da, bis ich wieder daheim bin! — Die Kirche is' ein prächtiger Ort, fest und geschlossen allseits . . . die Schlüssel nehm' ich mit mir. Magst beten und es wird Dir gut thun. Zeit hast. Und Du versäumst sonst nix. Ich werd' Dich schon an Ort und Stell' wieder-

II. 2.

finden; wohl etwas früher z'hauskommen, als ich möcht'. Und jetzt behüt' Dich Gott, und da bist in allem guten Schutz!“

So sprach er.

Sie stand sprachlos und fand keine Worte zur Einwendung. Das war ganz unversehen und noch nicht dagewesen, auch nicht als erdenklicher Fall irgendwie vorgeahnt.

Ehe sie Worte fand oder zu Worte zu kommen vermochte, war Vater Kirchendiener buchstäblich beim Tempel draußen, bei der Thüre — diese hatte sich rasch gewendet, das große Schloß knarrte — noch ein Krächzen und Aufraffeln des dicken Schlüssels beim Verlassen seiner eisernen Faßt — es war ein Abschied — Schlüssel und Vater waren mit einander davon.

Sie stand allein. Das Schweigen der verlassenen Kirche, die anstarrenden Mauern, Säulen, Bilder waren ihr heute unheimlicher denn je. Wohl war sie dieselben sehr gewöhnt. Aber anders sieht sich Allerlei an unter verschiedenen Gesichtspunkten und Verhältnissen.

Es wurde ihr, wenn nicht ganz gruselig, doch schwach ums Herz; sie setzte sich in den aller-nächsten Kirchenstuhl und seufzte bange.

Die Gedanken verwirrten sich ihr nahezu. Alles ging ihr kraus und bunt im Innern durcheinander.

Nach einer Weile — sie wußte nicht, ob sie kurz oder lange vereinsamt gefessen — mußte sie, durch ein Geräusch aufmerksam gemacht, hinhorchen. War's eine Maus, war irgendwo eine Rabe eingedrungen . . . es tickelte . . . es klopfte . . . scharrte . . . pft! pft!

Sie eilte an die Seitenpforte längs der Wand dahin, denn dorthier kam das Geräusch, der Ton . . . sie waren doch mehr an Menschen als an Gethier mahnend . . . ja da klopfte, zischelte es wieder . . . sie horchte . . . ein leiser Ruf: „Kandl!“

Voisl war's. Er hatte sich, als er des Weiterwanderns des Alten sicher geworden, herbeigeschlichen. Er hatte Alles gesehen, den Alten mit dem Mädchen zur Thüre eingehen, aber ihn allein, ohne sie, wiederkehren. Er brachte sich Alles in richtigen Zusammenhang. Er kam nun, die gefangene Geliebte zu trösten und ihr irgendwie in ihrer Einsamkeit beizustehen, er wußte vorerst selbst noch nicht wie. Er wollte nur vor Allen sich melden.

„Kandl, arme Kandl . . . bist eingesperrt . . . so allein . . . und ich kann Dich nit einmal sehen!“

„Deut' Dir . . . so eine Straf,“ erwiderte sie, „so eine ausspekulirte Boshaftigkeit. Jetzt können wir gar nit zusammen den ganzen langen Abend!“

„Und ich hab' mich so g'freut!“

„Und ich hab' Dir so viel zu sagen!“

„Deut' können ja auch jeden Augenblick kommen. Da, vor der Kirche kann ich nit den ganzen Abend,

nit einmal mehr lang' stehen; denn sie müßten mich sehen und thäten fragen was ich da mach'!"

"Ich bitt' Dich, gieb Acht und verrath' nix! Daß er nix über uns erfahrt!"

"Warten bis in die finstere Nacht?" sagte er traurig. "Wart', da geht's anders! für was bin ich denn Feuerwehrhauptmann und gelehrter Turner, vom Militair aus? Wart' ein wenig, meine liebe Kandl! Drüben im Winkel, beim großen Schuttpfeiler geht die Dachrinne herunter. An den Eisenklammern und mit der Rinne und mit allem Stammen komm' ich bis zum hohen Fenster; da ist leicht offen, oder ist ein Luftfenster . . . da schlupf' ich ein und bin bald bei Dir . . . für was bin ich denn Feuerwehrhauptmann!?"

Ausgesprochen . . . ein leises Geräusch . . . und fort war er.

Der Armen, Gefangenen pochte das Herz gewaltig in freudiger und ängstlicher Aufregung.

Eine Weile verstrich. Fast hätte sie beten mögen, daß das Unternehmen gelinge. In einem seltsamen Zwiespalte hielt sie inne. Sie hörte endlich eigenthümliche Töne, welche an Klettern, Schieben, Mauerbröckeln und Blechrinne gemahnten; sie eilte unter das Fenster, that, was eben noch zur Hilfe zu thun war, und nicht lange darnach streckte sich der Kopf des Voisl hindurch, sein Oberleib kam nach; auf der schrägen Fläche unter dem Fenster rutschte er hübsch vorsichtig, dann sprang er geschickt in eine Bank und von dieser zu Boden . . . jetzt war er da!

Eine freudige Umarmung, ein süßer Kuß waren sein Lohn. Die unheimliche Einsamkeit war gebrochen.

Das weibliche Wesen hat doch von Natur aus immer ein feineres Gefühl als der Mann. Sie lenkte ihn klug aus dem Kirchengänge hinweg, und sie setzten sich auf die Treppe, die im abgeschlossenen Raume, hinter dem Chore zur Orgel und weiter in den Thurm führte. Es war ein abgeschlossenes Ganzes, und da konnten sie ebensowenig belauscht wie entdeckt werden, bevor der Vater wieder heimkäme. Und sie waren, nach Gebühr, auch aus dem wirklich unentweihbaren, ihren Herzen und ihrem frommen Sinne ehrfurchtgebietenden, auch stetig bangemachenden Räumen.

Berliebte haben immer mehr zu sagen, als kluge Leute. Und so hatten sie sich eine Menge mitzutheilen. Die Zeit verging merkwürdig rasch. Es war so lieblich und traulich in dem dämmerigen Raume, daß sie eine Weile sich fast wohler darin befanden, als sonstwo, und das Abenteuerliche hat ja auch seinen anregenden Werth. Beiden jungen Herzen war's bei ihren Küffen und Beteuerungen, als müßten sie desto mehr Werth und Geltung haben, wegen der schweren Errungenschaft und des eindruckreicheren Ortes.

Unbemerkbarer war der Abend herabgesunken, als die beiden Herzenstauschenden meinten. Sie hielten die tiefe Dämmerung für die ortsgemäße des Raumes, in welchem sie sich befanden, bis plötzlich Alois aufzuckte und sich der richtigen Zeit erinnerte.

Wahrhaftig, die Zeit war weit vorgeschritten, und von der Klugheit war geboten, nun an den Rückweg zu denken. Die Nacht konnte zudem recht finster werden, namentlich in dem ersten Beginn. Zum Mondaufgang war noch weit und die Nebel sanken heute frühzeitig.

Noch ein Kuß und noch einen! Er schwang sich endlich mit dem Troste, daß der Vater Meßner doch nunmehr nicht allzulange wegbleiben und sie allein lassen werde, auf die Höhe und dann hinaus.

Sie sah Alles, bange mitfühlend. Endlich war er verschwunden, sie konnte nichts mehr erblicken, sie hörte ein Krabbeln, Rascheln, dann ein Plumpsen . . . alle Töne waren zu Ende. Die Sinne verwirrten sich ihr wieder, das Blut strömte ihr zum Kopfe, stüthete ihr zum Herzen, sie setzte sich wieder, bange geworden, nieder.

Draußen aber ging's nicht so gut wie sie nach dem letzten Plumpsen, das sie für ein Abspringen hielt, vermeinte.

Alois war wohl an die Rinne und die Klammern gerathen. Aber diese hatte er durch sein Aufsteigen locker gemacht. Seinen zweiten Angriff hielten sie schwer aus. Und als er im geeigneten Augenblicke wieder sich drauf stützen wollte, fiel ein Stück der Rinne ab, es war nicht möglich, so hinabzugelangen, noch weniger ohne ein weit schallendes Gepolter und Gedröhne der nachstürzenden hohlen Rinne. In Gefahr gekommen als geschickter Turner, wählte er, rasch entschlossen, den bessern, rettenden Theil, er schwang sich statt abwärts aufwärts, wo es fester hielt und gelangte so auf das Kirchendach. Da barg er sich.

Kein Mensch sah ihn. Es war finster geworden, den einsamen Kirchenplatz und die Höhe beachtete kein Mensch. Jetzt aber konnte der kühne Kletterer und bestrafte Kirchengeher zu unrechter Zeit, bis morgen früh auf dem Dache bleiben! Dann, wenn er sich bis zu dem Thurme hinzog und hinschleppte oder durch eine Lücke einfröche, konnte er nur immer wieder auf die einzige Treppe und zu der einzigen Thüre gelangen. Dort würde er entweder dem grimmigen streitbaren Wächter von Himmel und Hölle, dem Vater Kandl's begegnen, oder in Heimlichkeit doch bleiben müssen, nachdem Jener seine Tochter einzig und alleine befreit — bis derselbe morgen in der Frühe wieder die Kirchenthüre aufschloß. Schöne Aussicht! Aber sehr bedenklich.

Er bedachte auch in schweren Nöthen.

Sie aber, innen im Raume, öffnete wieder die befangenen Augen, und aus der dunkeln Kirche leuchtete jetzt das ewige Licht stärker, das heißt, es machte sein Glähen und Glimmen sich bemerkbarer, die rothen Strahlen fielen greller als es bei Tage möglich war, ringsum. Und sie wurden unheimlicher. Gerade auf das Bild der Seelen im Fegfeuer, die höllischen Flammen leuchteten sie hochroth dahin, daß es dem Mädchen angst und bange, ja dem sündigen und sündbewußten Gemüthe so zaghaft und gruselig wurde, wie vormals nie!

Sie eilte hinweg. Sie eilte aus dem Raume wieder dahin auf die Treppe und aus dieser allzudüsteren Enge in das Thurmgeläß, durch dessen Oberlichte sie größere Helle erwartete.

Der Vater sollte schon zurück sein. Die Minuten wurden ihr fürchterlich. Wie, wenn dem Vater sogar etwas Menschliches zugestoßen wäre? Der Wein . . . der weite Weg . . . Hilflos auf der menschenleeren Straße . . .! Und endlich ergriff sie ein Gewoge von Angst, ein gewisser Widerstand gegen die Gefangenschaft, eine Furcht vor Nacht und Einsamkeit und regsamem Fledermäusen und Unglücksfällen, daß sie auf den naheliegenden Gedanken kam, die Glocke zu läuten. Man werde kommen, sie befreien, der Pfarrer werde den Schlüssel zur Seitenpforte, den er besitzt, hervorlangen . . . und sie werde geradeaus sagen, was ihr geschehen, oder auch angeben, sie sei zufällig eingeschlafen.

Trotz, Angst um sich und den Vater, Widerspruchsgest, Abenteuerlust, Blutwallen, all' das zusammen im jugendlich weiblichen Wesen, regten sie im wirbelnden Kreisen an, und nur ein Gedanke blieb . . . das Geläute mußte ertönen . . . die Glocke von Grufkirchen sollte hörbar werden!

Sie streckte die Hand aus und hielt doch einen Augenblick wieder inne. Sie fing neuerdings an, zu ziehen. Der Strid that seine Schuldigkeit.

Vim! . . . Vim! . . . Vim!

Es klang seltsam hin in die Nacht.

Draußen, der Liebhaber auf dem Dache, horchte als der Allererste und Allernächste erstaunt.

Im Dorfe spitzte man die Ohren.

Vim! . . . Vim! . . . Vim!

Herrgott, was war das zu nächtllicher Stunde? Feuer!

Feuerzeichen war's, der Glocke von Grufkirchen. Zum erstenmale. Der lange Feuerwehr-Vize-Hauptmann eilte nach seinem Helm. Die Leute, Alte, Junge, Weiber und Kinder sprangen von ihren Bänken, Stühlen, allerlei Betten und Lagern empor, hinaus auf die Gasse. Wo brennt's?

Der Signalfist, ein ehemaliger Militairtrompeter, nahm sein Hornsignal zur Hand und stieß hinein.

Stolz und fürchterlich. Versammlung! eilig! Brand! Löschen! Trara!

Es war ein Rennen nach den Spritzen, Wassereimern, Löscheräten, Schläuchen, Leitern, Rettungsapparaten.

Jeder meinte, beim Spritzenhause werde man schon Alles wissen.

Wo ist der Hauptmann?

Wo ist heute der Hauptmann, der Alois Wiesbichler? Beim ersten Brand?

Alle Leute sahen nach dem Horizonte ringsum. Kein Widerschein, keine Röthe.

Vim! . . . Vim!

Einen Augenblick meinte der Liebhaber und Hauptmann droben auch, es brenne . . . denn was sonst könnte Raudl zum Aufschlagen der Glocke bewogen haben . . . er sprang von seinem geborgenen Punkte auf, sah im Feuerfeuer ringsum . . . Flammen, Funken, Röthe sah er nirgends, aber endlich doch . . . ja, da eilten sie heran, die Löschnänner, mit Fackeln, zur Kirche und hell erleuchteten sie den Hauptmann auf dem Dache!

„Teuzelskerl, der Hauptmann!“ rief sein Ersatzmann, „ist der schon oben auf dem Dache, derweil wir das Feuer erst noch suchen! Schon an Ort und Stell' . . . da brennt's!“

„Alois, wo? Ist's gelöscht? Noch Flammen? Was ist?“ schrien sie ihm zu.

Er war stumm und entsetzt. Er fing in Angst und Verlegenheit nur umherzukrabbeln an und suchte irgendwo einzuschlüpfen.

„Wo ist der Meßner? Wo ist die offene Thür? Was ist das?“ fing man endlich zu schreien an. Und die Leute des Dorfes versammelten sich immer mehr. Das Spritzenpersonalgewirr war groß und wuchs mit jedem Augenblicke.

Da kam feuchend eine Persönlichkeit über den weiten Platz gerannt und warf todesverachtend alle Hindernisse bei Seite, nur immer wieder einen großen Schlüssel hoch in seiner Rechten emporeckend! Der Meßner und Vater war's. Bereits auf dem Heimwege begriffen, vernahm er das erschütternde Signal, die herrliche, aber nun so schauerliche Glocke von Grufkirchen!

Er war langsam gegangen, sinnend über die Welt und noch Einiges, sodann aber hob er die Beine, die schier unter ihm knickten, er lief so sehr er nur vermochte. Seine Kräfte verließen ihn, er hatte sich bis zum Kirchenplatze aufrecht erhalten mit dem hochrothen Gesichte und den gesträubten Haaren, jetzt brach er nieder . . . der Schlüssel stimmerte in seiner Hand, im Fackelschein der Feuerwehr.

Der Mann hatte kein Wort. Nur: „Auf! Auf!“ hauchte er.

Man erschloß eiligst die Thüre. Man durchsuchte die Räume im Fackellichte.

Da kam Kandl zum Vorschein.
Bestürzt, aufgeregt, weinend.

Sie fiel dem ersten Feuerwehrmann um den Hals. Ob aus Irrthum oder Erlösung?

An die Funktion der neuen, ungewohnten Feuerwehr hatte sie im entscheidenden Augenblicke, als die Hand zuckte, nicht gedacht! Jetzt war's geschehen!

Man half vorerst und endlich dem Feuerwehrhauptmann vom Dach herunter. Er kam auf dem gewöhnlichen, vorerst nicht benutzten Wege.

Nirgend's hatte es gebrannt.

Nur in zwei Herzen.

Und als der Mesner zu Worte gelangen konnte, als die Feuerwehrmänner ihren Sachbesund austauschten — da war Alles klar, und ein ungeheures Gelächter löste die räthselhafte, mehrfach verzweigte Frage!

Der Mesner ward ausgelacht, der Feuerwehrhauptmann, Kandl, die Feuerwehr selbst; — alle

Welt — so weit sie in Gruskirchen war — und auch aus den nächsten Dörfern waren Spritzenleute herbeigeeilt — lachte!

Die Glocke von Gruskirchen und ihr Geläute waren in aller Leute Mund. Der Brand, den sie zu löschen bestimmt war, das Aufflammen in den Herzen, war doch vorhanden. Und jetzt ließ sich's wegen Ehr' und Schanden, wegen Schwur und Beteuerungen des Alois nicht anders thun, als daß Verlobung gefeiert wurde. —

Unter Zustimmung des frommen und frohen Vaters Wiesbichler wurde, und erst nach allen süßenden Vorbedingungen, die Hochzeit gefeiert.

Und so läutete die Glocke von Gruskirchen wieder, wahrhaft feierlich — so schön hatte sie vormals bis zu dieser Stunde, einer Anzahl von Hörenden, noch nicht geklungen!

Der Feuerwehrhauptmann behält seine erhabene Würde wohl bis zuletzt. Jetzt hat er sie noch.





Alkohol und Kultur.

Von Dr. med. Hermann Klendke.

Je weiter man nach Norden kommt, desto mehr nimmt der Genuß alkoholischer, geistiger Getränke zu, desto stärkere geistige Getränke genießt man. Was man an den Küsten der Nord- und Ostsee trinkt, eine Angabe darüber würde einen Bewohner der Küstländer des Mittelmeeres sich entsetzen lassen. Wenn fast alle Völker der Erde irgend ein berauschendes Getränk haben, durch welches sie sich über die tödtende Langeweile und den Jammer des irdischen Daseins auf kurze Zeit hinwegsetzen, wenn die meisten Culturvölker poetische Verherrlichungen von Trinkgelagen und der begeisternden Kraft des Weines besitzen, so sind von Alters her, seit Tacitus seine Beschreibung Deutschlands verfaßte, die germanischen Stämme als dem Genuße geistiger Getränke ergeben besonders bekannt. Der Bischof von Verden, Dietrich von Niem, im 14. Jahrhundert, erzählt von der damaligen Sittlichkeit in Schweden und Norwegen: Geistliche und Weltliche trinken gleich stark und wer sich nicht übermäßig in Bier berauscht, hält sich nicht für glücklich. Einer fordert von dem Anderen, daß er ihm im Trinken Bescheid thue, und wer es nicht gesehen hat, sollte kaum glauben, wieviel von den beiden Geschlechtern auf einmal getrunken wird, bis sie zur Erde sinken. Wer den Becher am meisten ausleeren kann, wird für den Stärksten und Vortrefflichsten gehalten. Von der Trunksucht aber in England entwirft Smellet ein sehr anschauliches Bild um das Jahr 1736: Die Bevölkerung von London war in die brutalste Degeneration versunken durch den excessiven Genuß von Branntwein, den man Gin nannte und der so billig verkauft wurde, daß auch der ärmste Mann im Volke

sich immer soviel gönnen konnte, um anhaltend berauscht zu sein, zur Vernichtung aller Sitte, aller Industrie und aller gesetzlichen Ordnung. Es kam zu einem solchen Grade von schamloser Völlerei, daß die Branntweinhändler auf ihren Aushängeschildern anzeigten: „Hier kann man sich für einen Penny anrauschen, für 2 Pence ganz und gar voll saufen und obendrein noch Stroh zum Ausschlafen erhalten, bis man ernüchert ist.“ Keller und Böden waren mit Stroh versehen und hier lagen die Vollgeoffenen, bis sie sich etwas erholt hatten, um von Neuem mit dem schmutzigsten Laster zum Ruine ihrer Gesundheit und ihrer Familie zu beginnen.

Wenn in Deutschlands Städten die zahllosen Kneipen dem Wanderer die Wahl schwer machen, so er nach dem alten Liede: „Doch dem Braven ist's gegonnen, wenn des Abends sinkt die Sonnen, daß er in sich geht und denkt, wo man einen Guten schenkt,“ einen Trunk einnehmen will, so sucht er in den romanischen Ländern, z. B. in Lissabon, vergebens nach den mit Tabakrauch und frohen Zechern gefüllten Lokalen, in denen man sich die nöthige Bettstühle holt, wie der commentmäßige Ausdruck lautet. In den südlichen Ländern, überhaupt bei den romanischen Völkern ins Besondere, findet man selten Betrunkene, namentlich nicht in Griechenland, Spanien, Italien und in Frankreich hat erst seit Anfang dieses Jahrhunderts der Alkoholmißbrauch angefangen; in Deutschland möchte ein Gesetz, das Trunkenheit bestraft, oft auch Hochgebildete schwer treffen. Unter welchem Himmelsstrich Deutsche zusammenkommen, in den Steppen Asiens oder in der Gluthitze der Tropen,

da wird schnell gemüthlicher Kneipabend veranstaltet, dessen Ende zu beschreiben oft auch ein naturalistischer Schriftsteller verschmähen würde. Der deutsche Student hat ein nach allen Regeln der Kunst verfaßtes Gesehbuch, den Biercomment, nach welchem getrunken werden soll und muß und die Leute, welche nicht einst in ihrer Studentenzeit diesem Comment in einer Verbindung, Corps oder Burschenschaft sich unterwarfen und darnach tranken, nennt man „Kameele“, Philister, Spieße, Wilde, Finken und mit anderen noch schöneren Benennungen. Diese im Namen des „Heiligen Cerevis“ (lateinischer Name des Bier) gegründeten Vereinigungen bilden auch für die Zeit des Philistertums, wenn der Burschenrock ausgezogen ist, noch ein Band mit gewissen Pflichten und Rechten und erstrecken bei Befetzung von Stellen und Beförderungen ihren Einfluß über ganz Deutschland, wie die Freimaurerlogen. Seitdem nun gar Fürst Bismarck als alter Corpsstudent Deutschland geeinigt hat, ist es ausgemacht, daß allein ein Corpsstudent der wahre Student ist, der Aussicht und Recht hat, in Deutschland zu herrschen. Diese „Poesie der Universitäten“ findet denn bald Anklang bei den Gymnasiasten und sogenannten höheren Lehranstalten bis zu den nach deutscher Art unendlichen Vereinigungen aller möglichen Leute, seien es ehemalige Freiwillige, Thespis, Schurr Murr, Dilettantia, Ruhripel, Begräbnißgesellschaft der Schneider zur Hoffnung u. Ueberall „kommt man sich einen Halben, trinkt auf's Specielle, einen Verachtungsschluck, reißt Salamander, macht einen Saufcomment, trinkt Hörner“ u.

So stehen denn die Actien der Bierbrauereien in Deutschland, wenn alle andern Industrieactien schlecht stehen, fein hoch und wenn man als Kulturmaßstab nicht die Seife nimmt wie Liebig, sondern das Bier, so ist in Deutschland die Kultur sehr hoch. Täglich werden neue Namen erfunden von sogenannten bayerischen Schankbieren, Kapuzinerbräu, Schützenliesl, fette Henne, Bürgerbräu, Hofbräu, Augustinerbräu, deren jedes die Perle aller Biere genannt wird.

Wer möchte nun dieser alten deutschen Sitte gegenüber leugnen, daß wirklich eine tiefe Poesie in einem Festgelage mit Freunden liegt, wer wollte die frohen Stunden entbehren, die er bei einer Flasche Wein mit einem Herzensbruder zusammenverlebt hat, den Jubel, den er in einer festlichen Commersnacht unter wackern Bechbrüdern empfunden hat? Singt nicht der alte persische Weise: Ist Einer gemüthlich sein Ich losgeworden, dem werde die Weihe zu unserm Orden. Weinhaus ist die ganze Welt, jedes Ding ein Becher. Unser Freund den Becher hält und wir sind die Becher, oder: Weil du bist vergänglich, genieße du die Welt, was dir von frohem Kaufe und schönen Frauen

gefällt. Wenn du Wein trinkst, thu' es mit klugen Köpfen oder mit schönen reizvollen Geschöpfen, Trink nicht zu viel und halt's hübsch geheim, so erstickt du den Tadel der Welt schon im Keim.

Wenn das Weilchen frisch aus dem Boden spricht, Und der Westwind die ersten Rosen erschleift, Trinkt wer klug ist unter grünem Gezweige, Mit einer Schönen das Glas zur Reige.

Der Wein erfreut des Menschen Herz, heißt es bei den Hebräern, Dulce est insipere loco sagt Horaz, Faire l'amour en tout temps et boire sans soif ist nach des geistreichen Franzosen Ansicht der Unterschied des Menschen vom Thiere. Hier sind wir versammelt zu löblichem Thun, drum Brüderchen: Ergo bibamus singt Goethe. Wer wollte leugnen, daß diese Erhöhung des Lebensgefühls gemeinsam mit guten Freunden genossen etwas echt Menschliches und Edles ist? Daß dieser Genuß etwas Beseligendes hat und den Lebenswerth des menschlichen Daseins erhöht? Andererseits wer wollte dem Arbeiter, der im Schweiße seines Angesichts sein kärgliches Brod verdient, den Genuß alkoholischer Getränke mißgönnen, der seine Lebenskraft erhöht und den Stoffverbrauch des Körpers einschränkt? Wegen der innern Befreiung und Erleichterung, die geistige Getränke bringen, wegen der Befruchtung des Gehirns mit neuen Gedanken, die sich bei dem regeren Ablauf der Nervenstätigkeit erzeugen, haben ja einst unsere Vorfahren, die alten Deutschen ihre Beschlüsse bei ihrem berauschenden Getränk, dem Meth, in Versammlungen gefaßt, aber waren doch so klug, sie in der Nüchternheit des Morgens noch einmal durchzudenken, und die begeistertsten Gedanken auf ihre praktische Durchführbarkeit zu prüfen. Leider gehören aber nun die alkoholischen Getränke nicht zu den Genußmitteln, die im Uebermaß genossen dauernden Ekel erregen, sondern sind Gifte, die in kleinen Gaben als angenehme Reizmittel wirken, aber durch Gewöhnung immer in größern Quantitäten genossen werden müssen, um endlich geradezu als Gifte zu wirken. Trinken wir, sind wir begeistert, trinken sie, sind sie betrunken, damit ist der schwere Unterschied zwischen Erhöhung der Lebenskraft durch Alkohol und der Verbestialisirung durch Alkohol ausgesprochen. In einem Spruche Goethes aber heißt es: Trunken müssen wir Alle sein, Jugend ist Trunkenheit ohne Wein, d. h. allein das Gefühl übersäuender Kraft und Gesundheit macht den echten Menschen in der Jugend begeistert, er braucht kein Anregungsmittel, wenn er ein echter voller Mensch ist. Leider ist dies aber meist nicht so.

An der Universität lehrt der Professor der Anatomie und Physiologie: Bis zum 24. Jahre entwickelt sich das Gehirn, also muß man es in dieser Entwicklungszeit, so lange es bildsam ist, gut pflegen

und nicht überreizen und schwächen, — in der That aber kann jeder erfahrene Arzt die Behauptung des Professors der Medizin bestätigen, welche dahin geht, daß über die Hälfte unserer Gebildeten sich von der Universität franke Magen und geschwächtes Gehirn durch Mißbrauch des Alkohols mitbringen und so weder ihr reich angelegtes Leben voll ausleben, noch die Frische der Jugend mit in ihr Mannesalter hinüberretten. Nicht bloß daß man die Jahre, in denen die Grundlage für das ganze spätere Leben gelegt wird, in denen sich gewisse Prinzipien und eine bestimmte Geistesrichtung bilden soll, verträudelt in Müßiggang, man beraubt sich auch selbst der Fähigkeit zu hoher Entwicklung, indem man das Gehirn durch Alkohol stumpf macht. Man geräth in einen angenehmen Taumel mit süßer Erschlaffung aller Kräfte, in einen Sumpf, auf dem höchstens noch die Sumpfpflanze des Bierwizes gedeiht, verliert alle Willenskraft und geht endlich in gänzlicher Energielosigkeit unter, oder man rettet noch in der zwölften Stunde alle übrig gebliebene geistige Kraft und hat dann die Jahre nach der Universität, wo man das Erlernte erst recht verdauen und geistig durcharbeiten und endlich selbstständig schaffen soll, alle Hände voll zu thun, um die veräumten Elementarkenntnisse nachzuholen, läuft dann in den rettenden Hafen der Ehe ein, wird Familienvater, und ehe man's versteht ist die Zeit zu hoher Entwicklung und freier Entfaltung der Kräfte vorbei!

Ich halte geradezu die „Verbierung“ der Universität für eine der vornehmsten Ursachen, daß die Entwicklung der Menschheit so langsam vorschreitet. Schon jetzt sind unsere Universitäten nicht mehr Hochschulen der Menschheit, sondern Fachschulen, deren Lehrmittel außerdem noch schlecht benutzt werden. Ein großer Theil Studierende aber bringt es auf dem jetzigen Wege kaum zu dem Recht, zu den „wahrhaft Gebildeten“ sich rechnen zu dürfen. Sagte mir doch neulich ein hochgestellter Jurist, daß ein Theil seiner Referendare nach seinen Erfahrungen nicht im Stande sei, ihren Gedanken klaren logischen Ausdruck zu geben! Das kommt wieder daher, daß jetzt eine Menge Leute zum Studium sich drängen ohne allen inneren Beruf, nur um der äußeren Ehre willen und weil es der „Papa ja kann“, und gewissermaßen durch seinen Sohn in den Stand der „Gebildeten“ aufgenommen werden will. Gerade diese Söhne Mammons verderben unsere Universitäten und leisten in Bier gewöhnlich um so mehr, je weniger sie sich um die Wissenschaften bekümmern. Das ist dann das Salz der Erde! Ich glaube, daß sogar geschlechtliche Ausschweifungen im Ganzen den menschlichen Organismus und die Denkfähigkeit weniger schädigen, als die Alkoholvergiftung. Namentlich die Willens-

kraft, die Energie wird durch reichlichen Alkoholgenuß entschieden gelähmt. Fast alle Trinker sind weiche, leicht zu Thränen gerührte Seelen, die, wenn das tobstüchtige Medium des Rausches selbst verslogen ist, zusammenklappen, erst die heiligsten Versprechungen geben, zu Allem bereit sind, um im nächsten Augenblicke, wenn die Versuchung naht, wieder zu fallen. Statt die Kämpfe des Lebens muthig aufzunehmen, werden sie fahnenflüchtig, schleichen sich wie ein Schulbube, der keine Lust zum Lernen hat, um die Schule herum und verlieren endlich alle Selbstachtung, bis sie ganz in Apathie und Schwäche versumpfen.

Dem wie jeder Sieg über sich selbst und seine Leidenschaft eine neue Waffe zur Bekämpfung der nächsten Versuchung verleiht und die Kraft im Frohgefühl des Sieges wachsen läßt, so giebt jede Niederlage dem moralischen Halt einen neuen Stoß, bis endlich bald jeder Widerstand aufgegeben wird. Das ist das Ende der Alkoholvergiftung: Völlig seinem besseren Selbst entfremdet, der Ruin der Familie, ein Kinderpott. Denn das wahre Menschenthum besteht nicht in Wissen und Denken, gelehrtem Scharfsinn, Geschicklichkeit im Berufe, hoher, poetischer Anschauung, sondern in der Freiheit, die der Mensch erringt im Kampfe mit sich selbst und seinen Leidenschaften. Die Trinker sind sogar meist nicht bloß gutmüthige, sondern auch sehr geschickte, und geschulte Leute — eine Folge einer gewissen erhöhten Reizbarkeit des Gehirns — aber doch wegen des Mangels an Selbstbeherrschung keine vollen wahren Menschen. Man könnte ja eine ganze Reihe von berühmten Poeten anführen, welche die Trunksucht in einen frühen schmachlichen Tod trieb (Edgar Poe, Nerval, Günther in Deutschland Grabbe u.). Trotz allen Talents bleiben diese Individuen doch krankhafte Erscheinungen, ihre Blüthe wurzelt im Sumpfe, das Unheil aber, das diese Gewohnheitsstrinker anrichten, schließt nicht einmal mit ihrer Person ab, fast immer vererben sie auf ihre Nachkommen Anlage zum Wahnsinn und verbrecherische Neigungen, Taubstummheit u. — Die Opiumraucher Asiens, die Morphiniten und Alkoholiker in Europa, sie alle suchen süßes Vergessen des Leidens oder suchen über ein Gefühl der Langeweile und der Dede hinwegzukommen, das sie ruhelos umhertreibt, sei es die Lebensleere des gewöhnlichen Menschen, oder die göttliche Langweile des Genies.

Die Natur aber weist den Menschen zur Bekämpfung dieses Gefühls der Lebensleere und Dede auf die Arbeit hin und nach der Arbeit auf den Schlaf, der nach süßer Erquickung nicht Regensjammer bringt, sondern das Gefühl frischer Kraft.

Leider haben gerade genial begabte Menschen

mit unterwerthiger Willenskraft unwiderstehlichen Gang zu geistigen Getränken. Diese regen das Spiel der Gedanken an und den Strom der Ideen, und was geht darüber, im Reichthum seiner Gedanken zu schwelgen und rings alles zur Bewunderung hinzureißen! Solche edle Becher voll dämonischen Genies saßen einst in Berlin bei Lutter und Wegner, Devrient und Hoffmann. — Wie viele mächtige Talente aber sind in dem Alkoholsumpfe elend untergegangen. Ich glaube, jeder Leser wird aus seinem Kreise Männer nennen können, die, einst die Bewunderung Aller, sich und ihre Familie durch Trunksucht ruinirten und elend untergingen.

Die alten Griechen hatten die sehr sinnreiche Sage: Ehe man in die Unterwelt eingeht, bekommt man Lethe zu trinken. Wir möchten heute unserem Volke zurufen: Wer dieses Lethe des Morphiüms und Alkohols gewählt, fährt zur Hölle!

Die höllischen Wirkungen dieser Betäubungsmittel empfindet man ja sehr direkt in dem Ragenjammer, der fast immer nach dem Rausche folgt. Gerade aber dieses Hin- und Hergeworfenwerden zwischen höchster Erregung und tiefster Erschlaffung, gerade dies läßt den Menschen nicht zur Stetigkeit, nicht zu einheitlichem Plan und Entschlusse kommen, weil auch der Muth in der Erregung sehr groß, im Ragenjammer aber verzagt ist. — Daher die Unfähigkeit, einen Entschluß zu fassen und festzuhalten, daher die Willensschwäche und das Haltlose. — Um die wilde Energie von Naturvölkern zu brechen, dazu ist ja seit Langem der Fuselschnaps ein viel besseres Mittel als Säbel und Kanonen. Wo alle Versuche zur Unterjochung vergeblich waren, da hat das Feuerwasser geholfen. Noch ehe die Bibel die Rothhäute Amerikas und die Eingeborenen Australiens erreichte und sie bekehrte, gelangte zu ihnen der Pionier der europäischen Kultur, dem Nichts widersteht, der Schnaps, noch ehe sie mit den anderen Segnungen der europäischen Kultur beglückt wurden, sanken sie Geschlecht auf Geschlecht in's Grab und machten europäischen Einwanderern Platz, besiegt vom Schnaps. Es ist erwiesen, daß ein Schwarzer, welcher bei Wasser 80 Jahre erreichen könnte, im besten Mannesalter stirbt, wenn er Rum gekostet hat. Das meiste Verderben hat der Alkohol wohl den Maoris, den Eingeborenen auf Neuseeland, gebracht. Wie die Maoriratte vor der Ratte des weißen Mannes, wie der Maoriklee vor dem Klee des weißen Mannes vergangen ist, so vergeht auch der Maori selbst, sobald der weiße Mann sich ihm naht. Dieses interessante, intelligente Volk wird bald von dem Erdboden verschwunden sein, besiegt von dem unseligen Branntwein, der Geißel Nordeuropas. Die Mäßigkeit war, wie sie selbst erzählten, der Grundstein ihres Reiches und ihres Glückes, mit ihr brach das ganze Gebäude, ein

Wunderwerk polynesischer Bauart, zusammen. — Ich bin einst mit einem Schiff gefahren, das viele viele Tausende von den anmuthigen schöngeformten Korbfaschen, die den schrecklichsten Fusel enthielten, nach Südamerika brachte — mehr Gift, als meine ganze Schiffsapotheke in Strychnin, Atropin, Morphinum &c. enthielt. Gift um so mehr, als wir nach den Tropenländern fuhren, unter deren glühender Sonne das Gehirn und die Leber durch Alkohol um so rascher zerstört werden. Gehen doch auch so und so viele Deutsche, die sich in den Tropen angesiedelt haben, durch Cognac zu Grunde!

Auf die Frage aber, warum nun meist das starke Geschlecht, die Männer, Sklaven dieses Lasters werden, höchst selten die Frauen, giebt Goethe eine Antwort, die wenigstens das Richtige andeutet: dem Mädchen ist ein Kuß, was uns ein Gläschen Wein, Eins und dann wieder Eins &c. Der Frau genügt das Bewußtsein zu lieben und geliebt zu werden, um in Geduld alle Stürme des Lebens über sich ergehen zu lassen und in des Unglücks Nacht nicht zu verzweifeln; andererseits aber führt ihre ganze geistige und gemüthliche Organisation und unsere socialen Einrichtungen die Frau nicht so in den Kampf des Lebens, als den Mann, den Träger der Kultur und den Verfolger der Familie. Welche inneren Gährungen hat ein Jüngling durchzumachen, ehe er zum Manne, zum vollen Manne heranreift: er dünkt sich geschaffen, alle Räthsel der Welt zu lösen, will den ewig stummen Sternen ihr Geheimniß entlocken, im Kraftgefühl der Jugend will er die Welt unter seine Füße legen, Gold, Macht, Ehre erringen und wie wenig giebt ihm die Welt, welche bittere Resignation muß er üben! Daß diese Gedankenreihe richtig ist, erhellt aus der Thatsache, daß in den ärmeren Klassen, wo die Frau mit in den Kampf ums Dasein gezogen wird, wo ihr der Schutz der Familie fehlt, daß sie da auch dem Laster des Trunkes verfällt, wie dies in West- und Ostpreußen und Schlesien zu beobachten ist, wo sich die Frauen unter einander und mit den Männern betrinken. In dem tobenden Kampfe aber um das schöne Ziel locken von allen Seiten Versuchungen zu Genuß und in den Taumel: ein Schritt seitwärts und verloren ist oft die jahrelange Mühe, unrettbar verloren geht es von Stufe zu Stufe in den Abgrund, um so schneller je mehr man sich dem falschen Freunde Alkohol ergiebt. In alle diese Kämpfe zur Eringung einer harmonischen Persönlichkeit und zur Eringung einer Lebensstellung kommt das Weib im Ganzen nicht und wird in Mitte der Familie vor allen Versuchungen bewahrt. Ihre Aufgaben und Ziele sind beschränkt, ihre Anlagen einfacher und so ist für sie eher die Harmonie zu erreichen. In einer wahren Liebe aber hat sie meist einen Halt für das ganze

Leben, während dem Manne oft die Liebe nur eine Episode seines Lebens, ein Erlebnis ist.

Von Frauen ist ja nun auch die Agitation gegen den Alkoholmißbrauch ausgegangen, die sogenannte Temperenzbewegung namentlich in Nordamerika, hat aber leider sofort die excentrischen Formen angenommen, das Fragenhafte, zu dem jeder gute Gedanke in Nordamerika sich leicht verzerrt. Man denke nur an die Heilsgenossenschaft mit ihrer militairischen Organisation, Heilsgenerälen, Unteroffizieren, den Heilströmmeln u. Die Temperenzbewegung hat sich mit einer Art Besenuche vergeschwistert, die an heulende Derwische in Konstantinopel erinnert. Tausende von Frauen und ihren Anhängern ziehen unter Absingen von Chorälen und betend vor ein Schenklokal und beten und singen solange, bis der Wirth sein Lokal schließen muß oder wenigstens sich mit ihnen irgendwie absindet. Ueberall errichtet man Temperenzlokale, worin nur Kaffee, Thee und Sodawasser verabreicht wird. Im deutschen Reichstage aber hat vor Kurzem der Centrumsführer Windthorst eine Phillipika gegen den verderblichen Frühschoppen der Studenten und jungen Referendare gehalten, auch durch das ganze deutsche Reich haben sich Vereine gebildet gegen den Alkoholmißbrauch, und ihrem heilsamen Gedanken sofort die That folgen lassen mit Eröffnung von Kaffee- und Warmbierlokalen, die dem Arbeiter für wenig Pfennige eine unschädliche Erquickung und Anregung der Kräfte bieten. Wenn nun auch Kaffee und Thee und Warmbier nicht ganz die belebende Wirkung eines Schnäpsschens für den Arbeiter in der Kälte haben, so halten sie doch wenigstens von allzureichlichem Genuße des Alkohols ab und Kaffee ist geradezu eine Art Gegengift gegen Alkohol. Man sollte aber auch damit vorgehen, die Anzahl der Gistbuden zu beschränken und weniger Concessionen ertheilen, denn jede Kneipe ist eine neue Versuchung. In großen Städten kann man beobachten, wie die kleinen Kneipen und Schnapsbuden immer die ersten geschäftlichen Unternehmungen sind, die in einem neuen Stadtviertel sich aufthun. Sie sind die Pioniere der Cultur auch hier wie in den Colonien. Ich glaube, daß eine Beschränkung der Concessionsertheilung sich hier ganz wirksam erweisen würde.

Um einen Begriff davon zu geben, was der gemeine Mann als Schnaps trinkt, führe ich aus einem renommirten Werke über Destillirkunst (Die Destillirkunst der geistigen Getränke auf warmem und auf kaltem Wege, ein vollständiges Handbuch der Liqueurfabrikation, N. V. Moewes. 8. Auflage. 1882. Berlin), folgende Anweisung für die Destillateure an.

Die einfachen Branntweine (im Gegensatz zu den feinen Liqueuren) sind im eigentlichen Sinne

II. 2.

des Wortes einfach. Sie werden nur von Landleuten, Schiffen u. s. w. gekauft. Man bereitet sie aus dem rohen Spiritus, auch verwendet man den Nachlauf und sonstige Abgänge dazu. Man stellt sie durchschnittlich zu einer Stärke von 25 bis 30 Procent Tr. dar und färbt sie, um ihnen wenigstens etwas Ansehen zu geben, mit Zuckertinctur hellbraun oder mit Kirsch- oder anderem Fruchtsaft roth. Früher wurden sie, wenn auch nur mit geringer Sorgfalt aus rohem Spiritus, doch ohne Absonderung des Nachlaufes destillirt; die jetzigen Preise lassen dies jedoch nicht mehr zu, man mischt sie daher aus dem Nachlaufe und den Abfällen mit Zusatz von rohem Spiritus und Wasser und setzt ihnen auf 100 Liter etwa 30 gr ätherisches Del, wie es zu der betreffenden Sorte paßt, hinzu. . . . Wer hinreichenden Absatz von einfachen Branntweinen hat, findet bei deren Bereitung die beste Verwendung des Nachlaufes, der von allen Destillaten in einem dazu bestimmten Fasse gesammelt und wenn eine genügende Menge beisammen, von Neuem auf die Blase gebracht und abdestillirt wird, wobei man etwa den vierten Theil der Füllung wiederum als Nachlauf betrachtet und aufhebt. Ist der Geschmack des Destillats durch die hierbei zusammenkommenden verschiedenartigen Sorten gar zu schlecht, so kann man dasselbe freilich nur als Brennspiritus verwerthen, wozu eine Stärke von 80 Procent Tr. erforderlich ist. —

In diesem Schnaps, der das gewöhnliche Genußmittel des gemeinen Mannes ist, sind also die schwer giftigen Zusetzsubstanzen in größerer Menge enthalten. Nach den neueren wissenschaftlichen Forschungen und Experimenten nämlich ist es diese Beimischung von Kartoffelfusel (einer besonderen Alkoholart) des Amylalkohol, welche die zerstörende Wirkung auf das Nervensystem ausübt. Der gewöhnliche Alkohol (denn es giebt eine ganze Reihe sogen. Alkohole) heißt chemisch Aethylalkohol und ist von jenem Amylalkohol durch geringeren C H-gehalt unterschieden (C₂H₆O Aethyl und C₅H₁₂O Amylalkohol). Eine Mischung von diesem reinen Aethylalkohol mit 3—4 Proc. Amylalkohol (dem Fusel) wirkt ebenso giftig als Kartoffelbranntwein. Dadurch ist eben gerade der Wein von dem Getreide-, Rüben-, Kartoffelschnaps unterschieden, daß er diese giftigen Substanzen, wenigstens der unfälschte Wein, nicht enthält. Von der Menge und Art der schädlichen Alkohole hängt sowohl der Charakter des Rausches, als die nervenzerstörende und entfittlichende Wirkung der geistigen Getränke ab. Der Weinrausch macht heiter, liebenswürdig, schwungvoll, die Bewohner von Weinländern sind leichtlebige, offenerzige, zuvorkommende Menschen,

brausen eine Weile leicht auf, aber tragen selten nach und ihre Rache ist nicht tückisch, Biergenuß macht schwerfällig, und dumpf und plump, macht zwar in der nöthigen Quantität getrunken auch heiter, aber selten begeistert und hinterläßt meist einen Magenjammer ohne den Trost schöner Erinnerung, der Schnaps nun gar entkleidet aller sittlichen Eigenschaften, aller menschlichen Würde und bringt die viehische Rohheit hervor, aus der scheußliche Worte und Handlungen und wilde Verbrechen entspringen. Diese brutale Wildheit aber und später das Säuserdelirium wird durch die Mischung der verschiedenen Alkoholarten und durch die Fuselöle erzeugt. Und hier könnte die Regierung aufsehen und dafür sorgen, daß nur reine Branntweine verkauft würden. In Schweden besteht schon seit einiger Zeit das Gesetz, daß Branntwein, welcher mit für die Gesundheit schädlichen Stoffen gefälscht oder nicht gereinigt ist, oder dessen Stärke nicht 46 Procent übersteigt, nicht verkauft werden darf.

Und seitdem dort gemeinnützige Gesellschaften in den Städten und auf dem Lande den Branntweinverkauf in die Hand genommen haben und nur gereinigte Branntweine in den Consum bringen, haben die Fälle von Trunksucht und Wahnsinn und Selbstmord sich in Folge davon gemindert.

Prof. Vinz sagt: „Käme im Volksgebrauche nur alter abgelagerter, bei der Fabrication gut gereinigter Getreidebranntwein vor, so würde das acute und chronische Betrunkensein wahrscheinlich nicht so die rohen und geistig verheerenden Formen annehmen, welche wir heute vom Branntweingenuß gleich einer bössartigen Volkskrankheit erzeugt sehen.“

Was nun den Gehalt des Brantweins, Bieres, Weines an Alkohol betrifft, so hat der deutsche Brantwein 45 pCt., Cognac 55, Rum 60—70, Münchener Schankbier 4, bayerische Exportbiere $5\frac{1}{2}$, die gewöhnlichen Lagerbiere $3\frac{1}{2}$ —4 pCt., von den Weinen der Moselwein 8—12, gewöhnliche Rheinweine 7, Hochheimer $8\frac{1}{2}$ — $14\frac{1}{2}$, Rüdesheimer 7—12, gewöhnliche französische Weine 9, Burgunder bis $14\frac{1}{2}$, Sherry und Portwein bis 25 pCt.

Trinkt man also Abends 5 Seidel Bier, so hat man soviel Alkohol genossen, als wenn man $\frac{1}{4}$ Liter Schnaps getrunken hätte. Und in der That bemerken wir ja auch bei den Gewohnheitstrinkern von Bier außer der übermäßigen Fettbildung allerlei Störungen in der Verdauung und später auch im Nervensystem. Am spätesten und seltensten zeigen sich Störungen bei Genuß von reinem Weine, selbst wenn dieselbe Menge Alkohol dabei genossen würde, wie bei so und soviel Litern Bier. Es scheinen die anderen Weinbestandtheile die Vergiftung durch den Alkoholgehalt zu hemmen und auszugleichen.

Schade nur, daß sovieler herrliche Weine, die man auf den Böden der Ressourcen trinkt, ohne jeden Tropfen Nebensaft fabricirt sind. Der Teufel Oberster ist der Schnaps, der nächste Fürst der Hölle ist das Bier und der kleinste und angenehmste Teufel ist der Wein. Indessen ist bei dem hohen Preise des Weines immerhin das Bier hochzuhalten, weil es wenigstens nicht diese verheerenden und entfittlichenden Einwirkungen übt als der Schnaps. Man muß, da man gänzliche Enthaltung ja kaum erreichen wird, zunächst den Schnaps durch mäßigen Biergenuß zu ersetzen suchen. In der That hat die Bierproduktion und der Bierconsum in Deutschland in den letzten Jahrzehnten einen enormen Aufschwung genommen: Dabei kann man die interessante Beobachtung machen, daß da, wo am meisten Brantwein erzeugt und getrunken wird, die Bierproduktion und -consum am geringsten ist, also in Posen, Pommern, Westpreußen.

Nur in Sachsen und Thüringen ist Brantwein- und Bierconsum Hand in Hand gestiegen. Im Königreich Sachsen hat sich der Bierverbrauch seit dem Jahre 1836 mehr als verdreifacht, aber ebenso auch der Brantweinverbrauch. „Sachsen ist,“ sagt der Sanitätsrath Baer, dem diese Angaben z. Th. entnommen sind, „im deutschen Reichssteuergebiete dasjenige Land, das in Betreff des Consums alkoholischer Getränke die Palme des Sieges davon tragen dürfte.“

In Bayern ist die Schnapsconsumtion eine sehr geringe, dagegen kommen im Durchschnitte der letzten drei Jahre per Kopf der Bevölkerung in Bayern rechts des Rheins 250 Liter Bier zur Consumtion. Im ganzen deutschen Reiche aber ist der Verbrauch von Bier per Kopf für ein Jahr berechnet von 53,4 Liter im Jahre 1871, auf 72 Liter 1875 gestiegen, außerdem hat die Vereitung des untergährigen Bieres sehr an Ausdehnung gewonnen, wie es in Bayern fast ausschließlich im Verkehr ist. Diese untergährigen Biere aber sind sehr alkoholreich und deswegen in ihrer Wirkung dem Brantwein näherstehend. An Wein kommt auf den Kopf der Bevölkerung 6 Liter, an Brantwein 10 Liter nach dem Durchschnitt der Jahre 1872—75 für das ganze Zollvereinsgebiet. Nur der südliche Theil Deutschlands producirt im Verhältniß zu seiner Einwohnerzahl soviel Wein, daß dieser wie in allen Weinländern das tägliche Volksgetränk im Lande wird.

Jedenfalls ist in ganz Deutschland die Zahl der Schankstellen erheblich gewachsen, am meisten wiederum in Sachsen und Schlesien, Pommern, Westphalen. In Pommern genügten 1837 für 100 000 Einwohner 194 Schankstellen, 1872 aber bestanden deren 401.

Im Ganzen geht aus der Statistik und Berech-

nung hervor, daß der Genuß berauschender Getränke in fast allen Staaten der Neuzeit zugenommen hat, und in Deutschland erst recht. So weist William Hoyle nach, daß in England die Ausgaben für berauschende Getränke von 366,754,444 Pfd. Sterl. in der Periode 1859—1862 auf 482,226,443 Pfd. Sterl., in der Periode von 1869—1872, also um 46 pCt. gestiegen sei. Das Schlimme dabei ist, daß der Genuß des Branntweins namentlich in den unteren, besitzlosen Klassen der Gesellschaft zugenommen hat, während die besitzenden Klassen zum Theil in übermäßiger Weise dem untergährigen, also auch stark alkoholhaltigen Bier ergeben sind.

Gerade aber bei den besitzlosen, schlecht ernährten Klassen, die zum Theil auch schlecht und ungesund wohnen und keine Anleitung zu geistigem Genuß, anregende gute Geselligkeit haben, gerade bei diesen Klassen finden wir die schlimmsten Wirkungen des Alkohols, der von diesen Klassen in der ungesundesten Form des Schnapses genossen wird. Die Zunahme des Consums an Schnaps fällt ganz allein auf diese unteren Klassen und mit dieser Zunahme die Zunahme socialen Elendes aller Art. — Kranke, Bettler, Verbrecher, Irre, Waisen und Wittwen schafft der Alkohol, die alle der Gesellschaft zur Last fallen und Blindstöß sind für eine Revolution.

Manche Arbeiter trinken täglich ein Quart Branntwein, ja noch mehr und vertrinken damit ein Drittel ihres Verdienstes, sagt ein Geistlicher in Westpreußen. Von Ostpreußen aber heißt es: Dem Masur ist der Branntwein das tägliche Brod, er genießt ihn nicht nur aus Durst, sondern und ebensogut aus Hunger. Er genießt Kartoffeln und Sauerkraut Jahr aus, Jahr ein. Brod ist selten, für Viele ganz unbekannt. Er trinkt den Schnaps Morgens, er trinkt ihn Mittags und Abends in Freud und Leid, Frauen und Männer zc. Er trinkt ihn, weil er arm ist, und weil er ihn trinkt, ist er noch ärmer geworden. Aehnlich ist es in Posen und in einem Theile Schlesiens. In keinem andern europäischen Lande, sagt Lorinser, hat der Branntwein so verderblich gewüthet als in Oberschlesien. Bei Hochzeiten stieg der Anflug so hoch, daß das Brautpaar oft mit allen Gästen vom Altar zurückgewiesen werden mußte. Bei Kindtaufen geräth der Täufling nicht selten in Gefahr. Fassen wir noch einmal die Folgen gewohnheitsmäßigen Genusses großer Quantitäten Alkohol, namentlich in der Gestalt des Branntweins, aber auch der schweren Biere zusammen, so müssen wir constatiren, daß

1) das Familienglück zerstört wird, die Erziehung der Kinder vernachlässigt und endlich — das Furchtbarste — den Kindern ein Fluch mitgegeben wird auf ihre Lebenslaufbahn, der sie unfähig macht zum Kampfe ums Dasein. Theils werden

sie wieder trunksüchtig, theils zeigen sie moralischen Blödsinn mit gänzlicher Unerziehbarkeit, theils sind sie nervös, unglücklich, unzufrieden, immer bereit zur Flasche zu greifen, um Ruhe zu finden, theils exaltirt, oft sogar Gewohnheitsverbrecher. Sie sind Stiefkinder der Natur und leiden unter dem Joch einer schlechten Organisation.

2) Uebermäßiger Alkoholgenuß ist der wichtigste Grund der Verarmung, da allmählich die Besonnenheit und Willensstärke verloren geht.

3) Trunksucht macht den Körper weniger widerstandsfähig gegen schwere Krankheiten, denen Säuser leicht unterliegen.

4) Trunksucht führt zu vorzeitigem Lebensende durch die direkten Folgen.

5) Trunksucht ist eine der ersten Ursachen des Irrens, der mit dem Delirium beginnt und allmählich zu völligem Blödsinn führt. Die meisten Irrenärzte und zwar in Europa wie Amerika schreiben der Trunksucht einen sehr großen Procentsatz als Ursache der Geistesstörungen zu. Kusch berichtet, daß in dem großen Pennsylvania Hospital ein Drittel der Geisteskranken dies durch Mißbrauch geistiger Getränke geworden ist. Ja, es besteht die Meinung unter Fachleuten, daß die bei den in Cultur und Civilisation am meisten fortgeschrittenen Nationen immer mehr anschwellende Zahl von Geistesstörungen zusammenhängt mit dem zunehmenden Mißbrauch geistiger Getränke. Dieser Mißbrauch geistiger Getränke aber hängt wieder zusammen mit dem gesteigerten Kampfe um materielle Güter, dieser aber zum Theil wenigstens von einer falschen Lebensansicht, die sich auf Genußsucht zuspitzt und es verlernt hat, Glück bei bescheidenen äußern Ansprüchen im Innern zu suchen.

6) Endlich ist die Trunksucht auch die Quelle von Verbrechen gegen sich selbst, der zahlreichen Selbstmorde, zu dem der Entschluß einem durch Alkohol verkommenen Gehirn entspringt und eine der wichtigsten Entstehungsurachen der Verbrechen aller Art.

Unter 1129 Mordanschlägen, die in Frankreich von 1826 bis 1829 verübt wurden, waren 446 in Folge von Zank und Streit in den Schänken. Von 1825 bis 1870 hat sich die Procentzahl der rückfälligen Verbrechen von 10 Procent auf 37 vermehrt, der Alkoholconsum aber ist per Kopf der Bevölkerung von 1,09 Liter 1831 auf 2,54 Liter 1869 gestiegen.

In Belgien waren 27 Procent aller Verurtheilten in allen Strafanstalten 1860 dem Trunke ergeben. In Preußen aber sind der Mord in 46,1 Procent und der Todtschlag in 63,2 Procent der Fälle im Zustande der Trunkenheit, Körperverletzungen schwerer Art in 74,4 Procent und leichter Art, die nur mit Gefängnißstrafe belegt wurden in 63 Procent im angetrunkenen Zustande

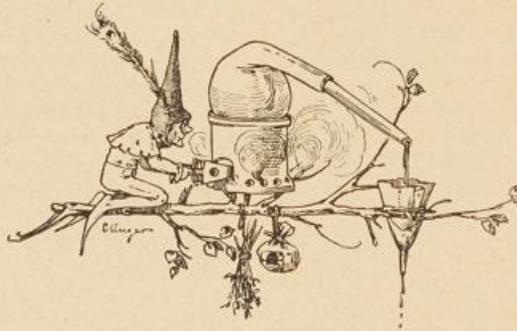
geschehen, Widerstand gegen die Staatsgewalt in 76,5 Procent, Hausfriedensbruch in 54,2 Procent, Nothzucht in 60,2 Procent, Vergehen gegen die Sittlichkeit in 77,0 Procent.

Die überwiegende Anzahl dieser Gelegenheits- und Gewohnheitstrinker waren dem Branntwein ergeben, außer in Bayern, wo 62 Procent Biertrinker nur 13 Procent Schnapstrinkern gegenüberstehen und in Baden, Hessen, Elsaß, wo Wein und Bier eine bedeutende Rolle spielen. In Preußen aber verhalten sich die Zahlen 0,5 Procent Weintrinker, 7,8 Bier- und 84,2 Procent Schnapstrinker unter den männlichen Zuchthaus- und Gefängnißgefangenen.

Joseph Kingsmill, der Geistliche von Pentonville sagt: Von den 28,752 Personen, die in England 1849 von den Geschworenen abgeurtheilt sind, waren ohne Uebertreibung 10,000 direct oder in-

direct durch die Schankhäuser in ihre traurige Lage gekommen, von den 90,963 summarisch Verurtheilten waren bei 50,000 Trunksucht ihrerseits oder seitens der Eltern die Ursache. Kein Laster füllt so die Armen-, Kranken-, Irren- und Gefangenhäuser mit den elenden Insassen. In demselben Verhältniß als das Gesetz den Verkauf spirituöser Getränke erleichtert, steigt die Zahl der Verbrecher. In England sind heute die Richter, Polizei und Gefängnißbeamte durch Erfahrung und Beobachtung überzeugt, das $\frac{1}{5}$ bis $\frac{3}{4}$ sämmtlicher Verbrechen durch Trunksucht geschehen.

Man kann ruhig einstimmen in das Wort Baers: „Die Summe, die der Staatsfädel aus der Branntweinsteuer und dem Schankgewerbe zieht, zahlt er reichlich mit der Unterhaltung der Criminaljustiz, mit den Kosten für die Erhaltung der Gefangenen, der Arbeits- und Irrenhäuser zurück.“





Allgemeine Rundschau.

F. Dahn: Kleine Romane aus der Völkerwanderung. Bd. I. Felicitas (476 n. Chr.) Bd. II. Bissula (378 n. Chr.: Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Unsere Culturentwickelung ist seit den Urzeiten nicht immer dieselbe geblieben, denn durch das Eindringen des Christenthums und fremder Cultur hat die unsere einen gewaltigen Stoß bekommen. Langsam aber stetig verschmolz germanisches Geistesleben mit den eingedrungenen, ihm ganz fremden Vorstellungen. Ein allmähliches Abschleifen und Ausgleichen findet statt, bis der deutsche Geist vollständig zersetzt, heutzutage kaum mehr ein Schatten jenes hohen germanischen Heldengesittes ist. Das Volk kannte die Quelle seiner Urkraft nicht mehr, es steht fremd, ja feindselig dem Vermächtniß seiner Väter gegenüber, und zerstörte damit selbstmörderisch die Wurzeln seines Daseins. Da unternahm es zuerst die deutsche Sprachwissenschaft, die kümmerlichen Reste reingermanischer Cultur aufzudecken. Die Poesie bemächtigte sich bald dieser Forschungen und besonders der culturgeschichtliche Roman. Auch hier sehen wir Felix Dahn, der mit unermüdlicher Begeisterung für die Verbreitung germanischen Wesens thätig ist, manchen bedeutenden Wurf thun. Denn er verbindet den streng forschenden Blick des Gelehrten mit der Begeisterung und Darstellungskraft eines Dichters.

Von dieser bedeutenden Begabung legen sowohl sein „Kampf um Rom“, „Odhin's Trost“ u., auf die wir später vielleicht zurückkommen können, wie seine in jüngster Zeit erschienenen kleineren Romane aus der Völkerwanderung ein glänzendes Zeugniß ab. — Gerade die spärlichen Nachrichten aus der Völkerwanderungszeit mußten den Dichter reizen, aus denselben ein großes phantasievolles und doch wahres Bild jener Tage zu schaffen. So war ihm für seine „Felicitas“ ein Inschriftfund von zwei Zeilen genügend, um ein glänzendes, lebensvolles Idyll erblickt zu lassen. Er führt uns um 476 nach Zubatum (Salzburg). Der Schattentaiser Romulus Augustulus ist durch Odoaker abgesetzt, das stolze weströmische Kaiserreich in den Staub gesunken. Die Länder jenseits der Alpen litten seit Jahrhunderten unter dem harten Joch beutegieriger römischer Beamten. Nur wenige Römer sind noch ihrer Ahnen würdig, heidnische und christliche Elemente vermengen sich wunderlich in den Bewohnern dieser Gebiete, sie sind bereits ein todtsieches Volk, diese Römer ohne Götter, ohne eingeborene Krieger, ohne echte Weiber, ohne Kinder. Aber eine neue Völkerwoge braust mit Macht herein, die das faulgewordene Römerthum wegschülen wird: die Germanen stehen vor den Thoren. Unter diesen Verhältnissen spielt sich die Erzählung ab. Um die Heldin gruppieren sich die anderen Personen, die in glücklichster Weise zugleich als Vertreter der damals herrschenden Geistesrichtungen dastehen. So stehen den Abbildern des damaligen Römerthums in seiner Verjüngtheit, dem Wol-

küfing Leo, dem Tribunen und dem Wechsler Zeno die edlen Gestalten eines Severus und Cornelius Ambiorix gegenüber, die mit tiefem Schmerze den Zerfall des Weltreiches kommen sehen, den sie nicht aufzuhalten vermögen. Das aufstrebende Christenthum findet in dem Greise Johannes seinen besten Ausdruck. Solche prächtige Gestalten aber, wie der allemannische Königssohn Liuthari, sein Waffenmeister Hadunnalt, der Bajuwarenherzog Garibrand mit den Seinen geben uns ein schönes, erhebendes Bild von unseren Vätern, wir fühlen die mächtige, überströmende Kraft, über die sie verfügten. Wir sehen gewaltige Leidenschaften, aber auch einen gewaltigen ehernen Willen.

Wenn wir bedauern müssen, daß in dieser Dichtung, die mit solcher frischer und warmer Liebe geschrieben ist, der Stoff eine breitere Ausmalung germanischen Lebens nicht verflattete, so macht die folgende „Bissula“ diesen Mangel wieder gut. Das Jahr 378 war für die Germanen ebenso wichtig wie 476. Das Römerreich dient zwei Herren. Im Osten steht Kaiser Valens gegen die Goten vor Adrianopel im Felde, im Westen das Heer seines Neffen Gratian gegen den mächtigen Alemannenbund.

Der Schauplatz unseres Romans ist das Bodenseegebiet. Das Heer des Gratian rückt heran, die Alemannen sind in die Wälder verschwunden. Eine unheimliche Schwüle lagert über den Anfang. Endlich brechen die Alemannen hervor und vernichten nach einem furchtbaren Kampfe das ganze feste Lager der Römer. Diese geschichtliche Thatsache erweiterte sich dem Dichter zu einem farbenreichen Gemälde damaligen Lebens. Auf römischer Seite begegnen uns der alternde Dichter und Feldherr Ansonius, sein Neffe Herculanus, der kräftige, altrömisch gesinnte Saturnius und Rannienus. Als Bindeglied zwischen Römern und Alemannen steht die reizende Bissula, die von den Römern gefangen, Ansonius zu heller Liebe entflammt. Sie aber liebt Abalo, den jungen Alemannenedeling, dessen Werbung sie abgewiesen, den sie aber doch nicht lassen kann. Neben diesem herrlichen Paar steht alle anderen weit überragend die Gestalt des gewaltigen Alemannenherzogs Harionalt, der die alte Schwäche der Germanen, ihre Uneinigkeit siegreich bekämpft und sie zu einem gewaltigen Völkerbund vereint hat, den er gegen alle, selbst gegen den mächtigen Gaukönig Charbold aufrecht zu erhalten weiß.

Mit kundiger Hand versteht Dahn die Menge loser Fäden, die sich ihm darbieten, zu einem kunstvoll, dramatisch bewegten Ganzen zu verweben.

Besonders gelang es ihm große Massen in Bewegung zu setzen, und der Ueberfall des Römerlagers in „Bissula“ gehört ebenso, wie der Sklavenaufstand und die Scenen in der Kirche in „Felicitas“ zu dem Vortrefflichsten, was er geschrieben, wie überhaupt die beiden Romane außerordentlich reich sind an großen und gewaltigen, wie kleinen, liebevoll ausgeführten Scenen.

Das aber, was uns dieselben doppelt werth macht, ist der Hauch echt nationaler Begeisterung, der sie durchweht, und so werden sie für uns nicht allein ein Quell ästhetischen, sondern auch rein ethischen Genusses. Der Dichter hat sich die schönste Aufgabe gestellt, er will uns wiedergeben, was fremde Eindringlinge frech zerstört haben: echte Germanen, echte Heldengestalten, an denen wir uns bilden, veredeln können.

Bu unseren Illustrationen.

Andacht, von E. Simm. Der durch eine Reihe von trefflichen Arbeiten weit bekannte Künstler, dem wir auf diesem seinem Gebiete noch oft zu begegnen hoffen, führt uns in seiner reizvollen, zum mindesten sehr wahr wiedergegebenen Darstellung einen Moment vor die Augen, der zu der Bezeichnung der fraglichen Bildes im directesten Gegensatz zu stehen scheint. Und dennoch, wer in das Herz dieses lebenswürdigen Geschöpfes mit den rothigen Wangen und den nachdenklich nach oben gerichteten Augen zu schauen vermag, der weiß, daß dessen Andacht von den tiefsten Gefühlen begleitet ist, wenn diese auch einen Gegenstand betrifft, der mit dem Inhalt des in der Rechten des schönen Mädchens ruhenden Buchs wenig zu thun hat. Aber ist denn die Liebe nicht auch ein Gottesdienst? Sind die frommen Wünsche, welche wir einem mit der ganzen Inbrunst unseres Herzens geliebten Wesen in geweihter Stille widmen, nicht auch eine Andacht voller inniger Hingebung und Frömmigkeit? Gewißlich! Frage dich nur selber, lieber Leser, und du wirst in dem Antlitz des jungen Mädchens nicht nur alles das finden, was man unter „andächtiger Stimmung“ im Sinne eines den glücklichsten Augenblick des Lebens sehnüchlich erhoffenden liebenden und wiedergeliebten Wesens zu verstehen hat, sondern auch zugeben müssen, daß der Künstler diesen schönen Augenblick treffender uns gar nicht hätte vergegenwärtigen können.

Latinische Studenten. Nach dem Gemälde von Luis Kimenez. Das Gymnasium im Schulkloster von San Isidro ist eine Musterchule für ganz Spanien. Bei keiner Schule ist eine so stattliche Kirche, nirgends wird die Sittlichkeit der Jünglinge (eigentlich einander ausschließende Begriffe) so streng überwacht, nirgends wird ein reineres Latein gesprochen, nirgends wird der Kirchengesang so künstlerisch betrieben, nirgends sind die Schulzimmer so still und abgelegen, nirgends ist jedes weibliche Wesen so verbannt und ausgeschlossen, nirgends sind die Mauern so hoch, nirgends sind die Karzer so unheimlich und feucht, als in San Isidro.

Nirgends sind auch die Magister strenger, gelehrter, energischer. Da sie alle Mönche sind, so halten sie es für ganz möglich, daß Vögelchen ohne Flügel, ein Nestchen ohne Junge und Jünglinge ohne Liebeleien existiren können. Ihre großen Folianten enthalten alle Weisheit der Erde, und die Weisheit läßt bekanntlich ganz leicht das Glück missen.

Es hat geregnet. Eine Sommerstunde hindurch hat es wie mit Scheffeln vom Himmel geschüttet. Die Gebüsche des Gartens waren von einem wüthenden Sturm zerzaust, die Bäume gebogen und die Blumen zerschlagen worden. Die Studenten saßen in ihren Wohnsälen hinter Büchern oder Zeichnungen (die Lehrstunden waren vorüber) und glockten darüber hinweg in den strömenden Regen hinaus, und machten dabei Budel wie begossene Fudel.

Dann wurde der Regen schwächer, die Luft reiner, die Wolken verschwanden, und die Sonne, o du liebe Sonne! war wieder da und glänzte auf die erfrischte Erde.

O, der herrliche, erfrischte Abend! Auf allen Büschen zitterten Regenperlen, jeder Blumenkelch glich einem gefüllten Becher, Rosendüste zogen scharf durch die Luft und die Pflügen verrannen langsam über die Straße.

Wen hätte es da noch in den Sälen geduldet?

Hinaus, hinaus, junges Volk, in Gruppen zu fünf und zu zehn, denn auch draußen kann man studiren. Sie wissen das Pfortlein in der hohen Mauer im Hintergrunde des Gartens gar wohl, und sie haben einen Schlüssel wie die Diebe, und im Nu sind die fröhlichen Gesellen auf die Straße ent schlüpft, alle in der grotesken Schüleruniform des Stiftes, im häßlichen Zweispitz, im schäbigen Mantel, das Haar hinten zierlich gebunden. Draußen sind sie — draußen ist auch die Gruppe der fünf Herzensfreunde Juan, Luis, Manoel, José und Juan. Und sie gucken rechts und gucken links.

Nach einem Sommerregen kommen auf allen Wegen zweierlei Geschöpfe zum Vorschein: Regenwürmer und Mädchen.

Da kommen schon zwei derselben einher, Pepita und Juanita, die Schwarze und die Blonde, die hübschesten Putzmacherinnen der Welt.

Sie kommen einher mit ihren Schildkrotschirmen und ihrer koketten Mantilla, mit ihren Fächern voll Vögelgegnist, ihren Seidenschuhen und ihren kurzen, bauschigen Seidenröschchen — Pepita in Gelb und Juanita in Rosenfarb.

Und die Studenten grüßen und die Mädchen lächeln. — „Das sind zwei Bücher, welche Alles enthalten, was wir lernen können — alle Wissenschaften seit Archimedes, alle Gelehrsamkeit seit Aristoteles. Laßt uns diese zwei Büchlein durchlesen, Collegen, laßt uns studiren!“ — rief José fröhlich, und warf der schwarzen Pepita einen glühenden Blick zu.

— „Laßt uns studiren!“ — rief sein Herzensfreund Juan, der blonden Juanita zulächelnd.

— „Laßt uns studiren!“ — lachten Alle, und Pepita und Juanita lachten mit.

— „Quousque tandem, castitas, abutere patientia nostra?“ — sagten die Studenten würdevoll und näselnd. „Res jucundissima est, puellam osculari . . . Pulchrum et decorum est, pro femina vivere . . .“ Und so fort mit allen möglichen grammatischen Schnitzern und Späßen.

— „So! Das war Lateinisch!“ — sagte José. Jetzt kommen wir zur Geschichte. Roger Bacon erzählt, daß Sir Walter Raleigh eines Tages seinen Seidenmantel über eine Pfüge gebrüht habe, damit die Königin Elisabeth trockenen Fußes hinüberschreiten könne, wofür sie ihn zu ihrem Günstling erhob! . . .“

Damit nahm José rasch seinen Mantel von der Schulter und breitete ihn über eine verrinnende Pfüge, an welcher Pepita und Juanita eben standen, so daß die beiden Mädchen trockenen Fußes mit ihren lichten Schuhen hinübertrippeln konnten.

— „So, das war Geschichte!“ — lachte Juan. „Jetzt kommt die Literatur . . .“

Und im Nu hatten José und Juan die beiden Mädchen umfaßt, und zwei Küsse erschallten, und die übrigen Schüler riesen jubelnd und die Hüte schwingend: „Ars amandi! Ars amandi! . . .“

Die Mädchen ent schlüpften lachend und sichernd, José und Juan schauten ihnen nach, wie berauscht, und die Vögel in den Zweigen zwitscherten und die regenglänzenden Blätter an den Bäumen rauschten, und die Burschen seufzten: „Ars amandi! Ars amandi! . . .“

E. M. Vacano.

Patrouillendienst bei Dresden. Nach dem Gemälde von H. Mühlig. Das Ausbilden der Rekruten auf dem eng begrenzten Kasernenhofe ist vorüber; es geht hinaus in die freie, herrliche Gottes-Natur, in die köstliche Frische eines Sommermorgens. Wie es duftet, grünt und blüht, wie der Thau in den Gräsern diamantartig blinkt und leuchtet und von den gebeugten Ähren schwer herniedertropft und aus dem Laubgewirr der alten schönen

Bäume das geflügelte Heer von munteren kleinen Sängern sein fröhliches Lied zum Lobe der Mutter Erde, zur Ehre des Höchsten ertönen läßt. — Da schwillt auch dem Rekruten die Brust, höher schlägt sein Herz, vergessen ist so mancher kleiner Kummer der ersten schweren Dienstzeit; — er fühlt sich als Feldsoldat, als Krieger, der mit dem treuen Gewehr im Arm spähend in die Ferne schaut, ob kein Feind hinter Baum und Strauch verborgen, welcher der Truppe Gefahr bringen könne. Und wie stolz ist der Rekrut, wenn er in höchster Eile dem die Patrouille führenden Unterofficier die erste Meldung machen kann, die dieser mit äußerster wichtiger Miene, als ob das Vaterland in Gefahr, empfängt. Neue Instruktionen werden ertheilt und vorwärts geht es dem Feinde entgegen. — Der Maler konnte die Situation nicht ansprechender auffassen, er griff so recht hinein in die volle Schönheit eines köstlichen Sommermorgens und aus seinem Bilde umweht es uns, als ob wir selbst an Ort und Stelle den herrlichen Gottes-Obem einathmeten.

Technisches.

Die Ballon-Eisenbahn. Erfinder des bei Lammand abgebildeten sonderbaren Gefährts ist der amerikanische General Thayer. So weit versteigt sich allerdings der kühne Mann nicht, daß er die gewöhnlichen Eisenbahnen abschaffen will. Er beabsichtigt nur, dieses Verkehrsmittel, besonders im Felde und in wilden Gegenden durch zwei einfache Telegraphendrähte nebst den üblichen Stangen, sowie durch Luftschiffe zu ersetzen, denen die Drähte als Leitschienen dienen. Die Luftschiffe aber sind mit Wasserstoff so weit gefüllt, daß sie sich gerade in der Schwebe halten, und selbstverständlich mit Soldaten und Geschützen besetzt.

Soll sich nun das Luftschiff in Bewegung setzen, so wird von der Station aus, wie es bei der elektrischen Eisenbahn geschieht, ein elektrischer Strom durch den einen Draht in die in der Mitte sichtbare Maschine gesendet, welche die größeren Räder und damit das ganze Fahrzeug berührt. Durch den zweiten Draht kehrt der Strom an seinem Ausgangspunkt zurück. Die Geschwindigkeit wird von Thayer in überaus bescheidener Weise auf 100 bis 110 Kilometer in der Stunde geschätzt.

Damit nicht zufrieden, gedenkt unser Kriegsheld auch freie, auf dem Papier natürlich lenkbare Ballons in's Treffen zu schicken, die durch verdichtete Luft getrieben werden und die feindlichen Heere oder Festungen mit einem Hagel von Torpedos und sonstigen Wodwerkzeugen überschütten sollen. Glücklicherweise ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und es hat Thayer die Verteilung sämtlicher Armeen der Welt noch lange nicht in der Tasche.

G. van Nuyden.

Das photographische Dreirad. Die schöne Erfindung der Trodenplatten, welche auch den Angeübtesten in den Stand setzt, ohne besondere Vorkenntnisse und ohne kostspielige Aeliereinrichtung photographische Bilder aufzunehmen, hat die Zahl der Photographen aus Liebhaberei sehr vermehrt, und man trifft bereits auf der Wanderung viele Touristen, welche an Stelle des klassischen Skizzenbuchs, mit einem photographischen Apparate bewaffnet, stolz einherschreiten. Diesen Touristen zu Ruh und Frommen hat die englische Firma Nudge u. Co. unter dem Namen Coventry rotary ein eigentümliches Dreirad in den Handel gebracht, welches dem die Photographie pflegenden Wanderer die Aufgabe wesentlich erleichtert. Der durch zwei kleine und ein größeres Treibrad unterstützte Sattel der Velocipedes trägt nicht bloß den Radfahrer, sondern auch einen kleinen, nach allen Seiten drehbaren photographischen Apparat, einen Plattenkasten und einen zusammengeklappten Dreifuß.

Will nun der Wanderer eine ihm gefallende Landschaft aufnehmen, so steigt er ab, schiebt eine Platte in den Apparat und zielt mit diesem nach dem zu fixirenden Gegenstande. In wenigen Sekunden ist das Bild fertig. Ist aber der einzunehmende Standpunkt für das Dreirad nicht zugänglich, so wird der Apparat abgenommen und auf den einen Dreifuß geschraubt.

G. van Nuyden.

Sport.

Pferdebestand. Rußland besitzt 14 Millionen Pferde, dann folgen die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit 11 Millionen.

Russischer Jagdreport. Eine Jagdgesellschaft in Moskau hat in den letzten zehn Jahren 120 Bären, 500 Wölfe, 300 Füchse und 200 Elenthiere geschossen.

Verschobene Rennen. Wegen starken Frostwetters im März mußten die Rennen zu Auteuil, sowohl wie die zu Kempton Park vertagt werden.

Die Parforcejagden in Götting sind für dieses Jahr aufgegeben, obgleich die Meute in Götting stationirt ist; das Terrain ist durch die anhaltend kalte Witterung in einem für die Parforcejagden mehr als ungünstigen Zustand.

Reitlicenzen in England. Für die Hindernisrennen der Saison haben 144 Jockey's die Leitung zum Reiten vom Jockey-Club erhalten.

Steuern der Jockey's. Die englische Steuerbehörde taxirte das Einkommen des Jockey's Fred Archer auf 10000 Pfund Sterling (ca. 200000 Mark) behufs Einholung der Steuern. Gegen diese Bemessung wollte Archer protestiren, zog es jedoch vor, sich dieselbe gefallen zu lassen, als man die Vorweisung seiner Rechnungen und Bücher verlangte. Wood wurde auf 9000 Pfund Sterling taxirt.

Norddeutsches Derby. Die letzte Generalversammlung des Union-Club in Berlin hat den Zuschuß von 8000 Mark für das in Hamburg zu laufende norddeutsche Derby für fernere drei Jahre genehmigt, sodas das Rennen in seinem Fortbestande bis zum Jahre 1890 gesichert erscheint.

Trabersport. Graf Lahens, ein bekannter französischer Trabersportsman, hat in Rußland den außerordentlichen Weilenhaber Meswi angekauft und beabsichtigt den Heigst bei den Frühjahrsrennen in Wien zu starten.

Miscellen.

* Ueber die Bedeutung und das Herkommen des bekannten militärischen Signales: „Zappentreich“ ist viel geschrieben und gestritten worden. Zum ersten Male finden wir eine authentische urkundliche Erklärung des Wortes in einer vom „Bär“ publicirten brandenburgischen Urkunde von 1662, in der Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, sich also vernehmen läßt:

„Ueber diesem, und da es zu mehrmalen öffentlich publiciret undt verkündet, wird von Uns hiermit nachmahly den Bravern undt Bürgern auch andern wer die auch seyn, welche Bier kannenweyl verkauft, ernstlich undt bey willkürlicher Straffe gebohten undt befohlen, sobald als durch die Trommel der Zapfen zugeschlagen fernner kein Bier zu verlassen, oder aufzuschenken, noch Biergäste in den Häusern oder Kellern zu behalten.“

Kennt ihr den finsternen Geiellen in schwarzen Sammetrock, der in Feld, Wiese und Garten sein lichtscheues Gewerbe treibt? Die Einen nennen ihn harmlos, unschädlich, ja nützlich, die Andern verderblich und verdammens-

werth, sie stellen ihm nach bei Tag und Nacht und tödten ihn, wo sie ihn erwischen. Wir wissen nicht, ist er, wie Maria Stuart, besser als sein Ruf, oder ein Bösewicht, dessen Seele so schwarz ist, wie sein Kleid. Das aber wissen wir, daß ihm die Menschen einen Namen angehängt haben, den er mit Unrecht trägt und der allein ihn berechtigen würde, ein Menschenfeind zu sein. Denn welcher Gentleman läßt sich gerne nachsagen, daß er seine Arbeit allein mit dem „Maule“ (sit venia verbo!) verrichte? Und das sagen sie von ihm, denn sie nennen ihn den „Maulwurf“. Es ist wahr, er hinterläßt hier und da Spuren seiner unterirdischen Thätigkeit in Gestalt aufgeworfener Erdhaufen; aber daß er sie mit dem Maule aufwürfe, ist bodenlose Verleumdung, gegen die er energisch protestiren würde, wenn ihn die Menschen überhaupt zum Worte kommen ließen. Woher diese Verleumdung? Aus reinem Mißverständnis. Die plattdeutschen Bauern nennen ihn ganz richtig und einfach den „Mullworp“, denn Mull ist Erde, Schutz.

Im Jahre 1678 commandirte die französische Truppe am Redar der Marquis de Feuquidres, der uns „geheime und sonderbare Kriegs-Nachrichten“ hinterlassen hat. In diesen erzählt er mit der naivsten und unschuldigsten Miene von der Welt von einem Streifzuge, den er ins deutsche Land nach Würzburg, Rotenburg, Nürnberg &c. unternommen hatte, folgende Geschichte: „Diese Streiferei dauerte 35 Tage und betrug 3—4 Millionen, dafür mir der König ein Geschenk von 12000 Livres machte.“ Und weiterhin berichtet er: „Louvois ließ mich nach Meudon rufen und bei dieser Gelegenheit sagte ich ihm: „Man wird euch ohnfehlbar berichtet haben, daß ich bei meiner Streiferei viel gewonnen habe.“ Der Herr von Louvois antwortete darauf: „Was thut denn das? Es ist mir lieb. Wie hoch beläuft es sich?“ „Bis auf 100 000 Gulden.“ „Ich wollte, daß es noch mehr wäre.“ Worauf ich fortfuhr: „Wenn die guten Leute das Geld, so ihnen auferlegt war, auf den Tisch zählten, so legten sie noch eine Summe besonders hin. Ich fragte sie, was das wäre? Das ist für den Herrn, antworteten sie. Und das habe ich also genommen. Der Minister antwortete mir: „Ihr habt sehr wohl gethan.“

Man bedente: dreißig Jahre nach dem westphälischen Frieden ergiebt ein Streifzug durch die fränkischen Länder in 35 Tagen nach eigener Angabe des französischen Gesandten schlecht gerechnet 2000 000 Gulden, pro Tag also im Durchschnitt 57150 Gulden allein an baarem Gelde! Wie müssen die Innenmenschen gehauft haben.

Wer 1866 im preussischen Heere zu Felde gezogen ist, der wird sich erinnern, daß überall, wo das Bonner Husaren-Regiment erschien, es von den anderen Truppen mit dem Freudenzuruf: „Lehm up!“ begrüßt wurde. Es lag darin für die schneidigen Husaren ein Ausdruck der Anerkennung und Bewunderung, denn mit jenem Rufe hatten sie manch' festes Reiterstücklein vollführt und sich muthig auf die altberühmten Cavallerie-Regimenter des Gegners gestürzt. Woher stammte dieser Ruf? Man erzählte damals, daß das Regiment, als es ins Feld zog, vor den Thoren Bonn's an einem Neubau vorüber ritt, an dem unter Anderen ein alter Maurergeselle arbeitete. Derselbe soll vom Gerüste herab die Abziehenden mit dem Gruße: „Na Jungs, nu, Lehm up!“ verabschiedet haben. Die Husaren wiederholten jubelnd: Lehm up! und der Ruf wurde Feldgeschrei für sie und später ihr Ehrenruf.

Ein Gegenstück dazu finden wir in den Freiheitskriegen. Wolsq. Menzel in seiner „Geschichte der Deutschen“ schreibt: Als die Allirten 1814 Paris genommen, lagerte die schlesische Armee auf dem Montmartre, allein sie durfte die Stadt nicht betreten (ganz wie 1871). Viele jedoch drängten sich gegen das Gebot herbei, um wenigstens nicht heimzukehren, ohne „die große Babel“ gesehen zu haben. Mit Trompetenschall ritt das bezeichnete litthauische Dragonerregiment den Berg langsam hinauf und auf der anderen Seite wieder hinab, eigenmächtig, nur um Paris zu sehen. Das Fußvolk aber ringsumher begrüßte die Tapfern mit dem lauten Jubelruf „Heurig, Heurig“, was die Pariser schwerlich begriffen haben. Heurig hieß ein alter, verjoffener Feldsheer, nach dem das ganze Regiment anfangs nur im Scherz genannt, der aber sein Ehrenname im Felde wurde, denn wo es in einer Schlacht heiß herging und andere Regimenter nichts mehr ausrichteten, ertönte der Ruf „Heurig, Heurig!“ und wenn Platen mit den Unbesiegbaren herbeistürzte, bekamen Alle wieder Muth.

Räthsel

von C. Ludc.

Silberräthsel.

Die erste Silbe, klein und schwach,
kann nicht allein bestehen
Dafür muß sie viel tausendfach
Mit andren Wörtern gehen.

Die beiden andren bringen oft
Betrübniß treuen Herzen,
Doch wird ein Wiederseh'n erhofft,
Erleichtert's ihre Schmerzen.

Das Ganze sei! bist du geehrt,
So schmückt es dich am meisten;
Dst fehlt es, wo es wünschenswerth,
Und nie sind es die dreien.

Auflösung folgt in Nr. 17.

Welt-Telephon.

A. B. in B. — Der Lieber-Gelcus: „Loni“ zeigt wohl einiges Talent, doch fehlt die notwendige Durchbildung vollständig. Der erste Antauf ist zuweilen gut, dann kommen aber ganz grobe Schmier in Inhalt und Form vor:

Mädel, Loni, ohne Scham,

Daß ted Dich küssen,

Hab', was ich kühn Dir nahm,

Nehmen Dir müssen.

Ob sich's schidit, oder nicht,

Gott mag es wissen;

Glaube, daß Dein Gesicht

Gott schuf zum Küssen!

Sehen Sie sich dagegen den letzten Vers des sonst so ziemlich annehmbaren Lenzgedichtes einmal „allmählich“ an:

„Doch träumt es seinen schönsten Traum,

Nun mit der Seligen selb, —

Auf Erden hat die Liebe nicht Raum.

An Entsaugung stirbt sie allmählich.“

Hier wäre ein schleuniges Entsagen — des Heimeschmeckens am Plage. —

! ? — Wir werden, Ihrem Wunsche gern nachkommend, bald wieder eine plattdeutsche Erzählung veröffentlichen. Der Verfasser derselben, Professor Müller, lebt in Berlin, ist aber aus Mecklenburg gebürtig.

A. B. in B. — Die Handlung ist vollständig verfehlt; das Manuscript sieht zu Ihrer Verfügunq.

Fel. K. in B. — Sie haben Recht, es muß unbedingt das pater peccavi gesagt werden.

Nachdruck verboten. — Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Herausgeber: Eugen Frieße in Dresden. — Verantwortl. Redakteur: Jesko von Puttkamer in Dresden.

Druck von Neßger & Wittig in Leipzig.